Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 174 (1901)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655439

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Stilblüten in Schüleraufsätzen.

„Ich könnte noch vieles Schöne vom Herbst sagen, aber der Winter ist schon da.“ — „Ein Kirschkern scheint nur ein wertloses Ding und doch läßt sich ein großer Aufsatz daraus machen.“ — „Millionen Menschen nähren sich von Kleidung.“ — „Wenn jemand von einer Kreuzotter gebissen wird, sauge man dieselbe aus.“ — „Zur Hochzeit war jung und alt geladen und wurde gekocht und gebraten.“ — „Seine Mutter war gottesfürchterlich.“ — „Die Frösche pflanzen sich durch ihre Leichen (Laich) fort.“ — „Der Hahn nährt sich von Brot, Erdäpfeln, Würmern und anderer menschlicher Nahrung.“ — „Die giftfreien Schlangen werden durch Umarmung gefährlich.“ — Beim Wiederholen: „Der Riese Goliath war sechs Ellen hoch und eine Hand breit.“ — „Simson zerriß den Löwen, wie man einen Bückling zerreißt (statt Böcklein).“ — „Die alten Deutschen pflegten besonders drei Tugenden: die Tapferkeit, die Wahrheitsliebe und die Gastwirtschaft.“

Lustiger Druckfehler.

Drei schöne Haarbetten werden wegen Mangel an Platz sogleich billig verkaut.

Zweierlei.

A. (in einem Geschäfte auf einen etwas unordentlichen Commis deutend, zum Prinzipal): „Nicht wahr, der Herr Meyer ist die Säule Ihres Geschäftes?“ Prinzipal: „Ganz richtig, nur nicht ‚die‘, sondern ‚das‘!“

Fatal.

„Haben Sie schon einmal ein Eisenbahnunglück erlebt?“ „O ja, es war auf der Gotthardbahn in einem Tunnel, da küßte ich statt der Tochter — die Mutter!“

Bei der Prüfung eines Schulamtskandidaten richtete der Examinator folgende Frage an denselben: „Wie viele Inseln liegen im Mittelländischen Meere und wie heißen sie?“ „Im Mittelländischen Meere liegen viele Inseln und ich heiße Müller“, lautete die Antwort des Kandidaten.

Wie einer die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat.

Ein Geizhals war schwer erkrankt, lag einsam für sich alleine, und wie er sich um niemand bekümmert hatte, so bekümmerte sich auch niemand viel um ihn. Als der Arzt ihn eines Tages besuchte, fragte ihn der Geizhals auf sein Gewissen um seinen Zustand, ob Rettung möglich sei oder keine, und ob es noch lange gehen könne? So gefragt, rückte der Arzt offen mit der Sprache heraus und sagte ihm, daß menschlichem Ansehen nach für ihn durchaus keine Rettung sei, daß er höchst wahrscheinlich morgen um diese Zeit eine Leiche sein werde. Dieses Urteil erschreckte den Kranken durchaus nicht; gelassen sah er den Arzt von hinnen ziehen. Sobald derselbe hinaus war, kroch er mühselig aus dem Bette, kroch zu seinem Schreibtisch, nahm ein Päcklein aus demselben, welches aus Kassenscheinen im Wert von hunderttausend Thalern bestand, legte dasselbe sachte aufs glimmende Kaminfeuer, setzte sich in den dabei stehenden Armstuhl und sah mit dem innigsten Behagen zu, wie es zu glimmen begann, die Funken hin- und herschossen, die Flamme aufloderte und wieder zusammensank, die einzelnen Scheine sich krümmten, schwarz wurden, in Asche zerfielen oder das Kamin aufflogen, und sein Behagen stieg von Schein zu Schein, bis das Häufchen verglommen war. Dann kroch er wieder zu Bette und legte sich zum Sterben hin; jetzt hatte er sein letztes Werk vollbracht, sein Zeitliches bestellt, sein Testament gemacht, und weil er keinem Menschen etwas gönnte, so hatte er die Flammen zu seinem Haupterben gemacht. So lag er im Bette, ward bewußtlos, und als ihm, er wußte nicht wie, seine Augen aufgingen, meinte er, jetzt werde er endlich sehen, wie es im Himmel sei. Aber der Himmel sah accurat aus wie sein altes Zimmer, und als er den genau ansah, den er anfänglich für unsern Herrgott genommen, da war es der wohlbekannte Arzt. Der hatte mit Staunen ihn betrachtet, ihm den Puls gefühlt und sagte endlich: „Herr, was bei Menschen nicht möglich war, das hat wieder Gott gethan; ein wunderthätiger Schlaf hat

. . . so hatte er die Flammen zu seinem Haupterben gemacht . .

sich eingestellt, Ihr seid gerettet." Es war das wohlthätige Gefühl, sein Werk vollbracht, alle Menschen betrogen zu haben, auch seine nächsten Verwandten, was eine wohlthätige Krisis herbeigeführt, ihn gerettet hatte. Aber was er für Augen machte, als der Arzt so sprach, wie er glotzte, wie er stierte! Der Arzt meinte, der Schlaf komme wieder und werde noch länger dauern, er entschuldigte sich daher, daß er ihn geweckt, er solle nur fortschlafen, er sei gerettet, und somit ging er hinaus mit bedenklichem Gesichte, erwägend, was es eigentlich heiße, wenn ein Arzt sage, der sei gerettet und der werde sterben, ob man das je könne, je dürfe, je solle?

Am andern Morgen polterte er etwas sorglos die finstere Treppe hinauf, sah gleich nach dem Bette hin, das war leer, sah im Zimmer herum, das war leer; am Fensterbalken hing etwas, aber dort pflegten gewöhnlich die Kleider zu hängen. Doch als der Arzt den Schaden nun sah, hing am Haken der Alte selbst; der hatte seine Genesung nicht überleben wollen; der hatte es nicht übers Herz bringen können, daß er alle habe betrügen wollen, aber am Ende sich alleine betrogen. Sein Leben, das nur zu seinem eigenen Betruge gedient, das warf er dem Gelde nach, um welches er andere betrogen. Der sah den B'schiß bei Lebzeiten ein, gar

manchem werden aber erst an einem andern Orte die Augen aufgehen, zu sehen, wie gräßlich er sich selbst angeschmiert.

Nutzen der Suppe.

„Sieben Geschäfte die Suppe erfüllt:
Den Hunger nimmt sie, den Durst sie stillt,
Füllt den Magen und reinigt den Zahn,
Macht schlafen und daß man verdauen kann,
Und färbt mit Gesundheit die Wangen an!"

Wirken.

Sich im Spiegel zu beschau'n,
Kann den Affen nur erbau'n.
Wirke — nur in seinen Werken
Kann der Mensch sich selbst bemerken.
Fr. Rückert (1788—1866).

Aufrichtiger Predigtgänger.

„Wie hat Ihnen meine heutige Weihnachtspredigt gefallen?" Peter: „O ganz gut, aber doch nicht so gut wie Ihre letztjährige." „Meine letztjährige? — Da war ich noch gar nicht im Amt, da konnte ich doch nicht predigen." Peter: „Eben grad deshalb."

Luthers Regel für die Prediger.

„Tritt keck auf,
Thu's Maul auf,
Hör' bald auf!"

Musterinserat.

Den geehrten Ackerbürgern hiesiger Stadt, sowie auch den herumliegenden Herren Landleuten, empfehle ich hierdurch feinstes Knochenmehl aus meiner neu eingerichteten Dampfmühle. Auch bin ich gegen Vergütung erbötig, den Landbesitzern, falls diese es lieber wünschen, ihre eigenen Knochen zu mahlen.

Ein Offizier ließ durch seinen Burschen einen Auftrag ausrichten. Der Bursche kam zurück und hatte durch Mißverständnis das Unrichtige bestellt. „Dummer Teufel," fuhr der Offizier auf, „wenn ich hätt' einen Esel schicken wollen, so hätt' ich selbst gehen können."

Etwas über Hühnerzucht.

Wie viele Eier legt ein Huhn? Diese Frage ist leichter gestellt, als richtig beantwortet. Die verschiedenen Hühnerrassen, die jetzt im Volk eines wohlbestellten Hühnerhofes zu treffen sind, bedingen als Antwort ungefähr so viele Ziffern als Hühnerarten. Die schweren asiatischen Brahmaputra- und Kochinchinahühner sind verhältnismäßig schlechte Eierleger, ebenso die Fleischhuhnrassen, welche infolge der einseitigen Zuchtrichtungen an Leistungsfähigkeit in der Eierproduktion viel eingebüßt haben. Vorzügliche Eierleger sind die Mittelmeerrassen, Italiener, Minorka, bei welchen die sogenannte Überbildung so weit fortgeschritten ist, daß diese Tiere förmlich Lege-Automaten geworden sind. Dagegen sind sie der Sorge um die Erhaltung der Art, der Brütlust, verlustig gegangen, was für den Züchter als ein empfindlicher Verlust zu verzeichnen ist. Auch machen gerade diese heißblütigen Rassen nördlich der Alpen von Beginn der Mauserung an im Herbst und Winter eine lange Legepause, wodurch das Gesamtergebnis geschmälert wird. Es fehlt diesen Rassen bei uns während der kalten Jahreszeit an natürlicher Wärme, an welche sie in ihrer südlichen Heimat gewöhnt sind.

Der fleißigste Eierleger für unser Klima ist zweifelsohne das einheimische, das sogenannte Land- oder Bauernhuhn. In seiner Genügsamkeit und Ausdauer ist es unübertroffen und verdient die Zurücksetzung nicht, die ihm leider vielerorts zu teil wird. Wenn dieses Landhuhn in der Leistungsfähigkeit zurückgeht, so kann durch Zuführung frischen Blutes, etwa durch Beigabe eines Italienerhahnes nachgeholfen werden. Dann kann die Legelust und Eierproduktion gefördert werden durch einen warmen Stall, im Winter durch warmes Weichfutter und warmes Wasser, sowie durch freien Auslauf und gute Scharrgelegenheit und Gelegenheit zu Sandbädern. Fleischfütterung, sowie die Beigabe gehackter Zwiebeln, gemahlenen Pfeffers unter das Weichfutter regen ebenfalls zur Legelust an. Es muß hier jedoch gleichzeitig bemerkt werden, daß durch diese Mittel die Gesamtproduktion der Eier eines Huhnes

nicht erhöht wird und auch nicht erzielt werden kann. Der Eierstock eines guten Legehuhnes unserer Landhühnerrasse hat nämlich nur etwa 600 Eianlagen (Eichen) und unter normalen Verhältnissen wird das Huhn auch so viele Eier legen, in keinem Fall aber mehr legen können. Ein Huhn kann ein Alter von zehn Jahren erreichen. Es legt aber nicht alle Jahre gleichmäßig, sondern die meisten Eier im zweiten, dritten und vierten Jahre. Durchschnittlich verteilt sich die Zahl der von einer Henne gelegten Eier auf die Lebensdauer etwa folgendermaßen:

Im ersten	Jahre	etwa	10— 20	Eier	
„ zweiten	„	„	100—120	„	
„ dritten	„	„	120—135	„	
„ vierten	„	„	100—115	„	
„ fünften	„	„	60 — 80	„	
„ sechsten	„	„	50— 60	„	
„ siebenten	„	„	35— 40	„	
„ achten	„	„	15— 20	„	und
„ neunten	„	„	10	„	
Also insgesamt			490—600	Eier.	

Im vierten Jahre nimmt demnach die Eierproduktion ab, und zwar um so mehr und rascher, wenn die Henne im zweiten und dritten Jahre ganz außerordentlich fleißig legt, 150—200, sogar bis 250 Stück im Jahr. So könnte es nicht rationell, d. h. vorteilhaft erscheinen, Legehühner länger als vier Jahre zu behalten, da später einerseits die Futterkosten den Wert der Eiererzeugung übersteigen und anderseits auch der Fleischwert mit dem Alter zurückgeht.

Im Zusammenhang mit der Eierproduktion steht auch die Frage: Wie viele Hühner gehören zu einem Hahn? Bekanntlich legen die Hühner auch Eier ohne Hahn. Diese Eier sind aber zum Bebrüten untauglich, zum Genuß allerdings ebenso gut. Es wird deshalb auch empfohlen, wo es sich lediglich um die Eierproduktion handelt und die Eier nicht zu Zuchtzwecken Verwendung finden, überhaupt keinen Hahn zu halten, da diesem nur die Rolle eines nutzlosen Fressers zufalle. Auf Grund mannigfacher Erfahrungen und angestellter Versuche muß dieser Ansicht jedoch widersprochen werden: Die Hühner sind mit Hahn ruhiger und verträglicher, zudem munterer, lebhafter und halten beim Auslauf besser zusammen; auch legen sie thatsächlich früher und mehr. Wo es nur auf Eierproduktion ankommt, kann man einem Hahn bis zwanzig Hennen beigeben. Wenn aber auf Hühnerzucht gehalten wird, wo es darauf ankommt, daß alle Eier befruchtet sind, ist die Hennenzahl pro Hahn auf zehn bis höchstens zwölf zu beschränken. Zu Brutzwecken nehme man aber keine Eier von nur einjährigen Hennen und lasse auch keinen Hahn über fünf Jahre alt werden.

Die Gesamtzahl eines Hühnervolkes sei zur Vermeidung großer Verluste durch Krankheiten keine allzu große. Hühner bedürfen zu ihrem Gedeihen eines möglichst großen Laufraums, der ihnen Gelegenheit zum Finden von Insekten, Würmern, Grünfutter und Sand nebst Kalkteilchen, sowie zum Schutz gegen Wind und Regen oder Schnee bietet. Wichtig ist auch, bestimmte Futterzeiten einzuhalten. Des Abends ist Körnerfütterung zweckmäßig. Reines Trinkwasser soll stets zur Verfügung stehen und muß oft erneuert werden.

Kuriose Grabschriften.

Ob die ganze Welt dich nennt,
Oder bloß dein Nachbar kennt,
Ob du arm bist oder reich,
Ob du rot bist oder bleich,
Dieses ist zuletzt ganz gleich.
Jeder Mensch auf Erden
Muß zu Staube werden.

* * *

Sie litten vieles hier auf Erden,
Doch das thut not zum Seligwerden.
Denn wer dafür nicht leiden will,
Der schweige nur vom Himmel still.

Wildermieming.

* * *

Immer wandern, immer scheiden
Muß der Mensch in dieser Welt.
Auch das Liebste muß er meiden,
Nirgends bleibt er lang im Zelt.
Ja, in diesem flücht'gen Leben
Sind der Pilgermühen viel.
Wahre Ruh' ist erst gegeben
Nach der Wanderschaft am Ziel.

Des „Hinkenden" Weltumschau.

Wenn diesmal der Stelzfuß bei seinen lieben Lesern Einkehr hält, so trägt er dann wirklich und wahrhaftig an der Spitze die erste Zahl des 20. Jahrhunderts, das so viel große und kleine Häupter schon gleich mit 1900 beginnen wollten.

Unter den Großen war beispielsweise auch der **deutsche** Kaiser, der es immer noch liebt, eigene Wege zu gehen, selbst da, wo sein Volk ihm nicht folgt, wie beispielsweise bei seiner diesjährigen, wiederholt an den Tag gelegten Engländer-Freundschaft, die so grell absticht gegen sein früheres, noch in aller Erinnerung stehendes Telegramm an Krüger. Doch steht er damit ja leider nicht allein, da die Burengesandtschaft bei allen Mächten Europas und bei Amerika nur mit schönen, aber leeren Worten abgespeist wurde, während keine Hand sich für sie rührte. Dagegen findet das deutsche Reich nun unerwartet rasch Gelegenheit, die eisengepanzerte Faust, für die Prinz Heinrich bei seiner Weltreise keine Verwendung hatte, in China zur Geltung zu bringen, wo soeben erst der deutsche Gesandte Ketteler als eines der ersten Opfer der blutigen Wirren gefallen ist. Die Ausdehnung des Kolonialbesitzes, die auch dies Jahr wieder Fortschritte gemacht und dem deutschen Handel und Gewerbe neue Absatzgebiete erschlossen und nebenbei deutlich gezeigt hat, wie ernst es den Deutschen mit der Behauptung ist, daß sie dabei sein wollen, wenn die Welt neu eingeteilt wird, bringt natürlich auch größere Gefahr von internationalen Verwicklungen mit sich. Es ist daher gut, daß der Reichstag sich endlich herbeigelassen hat, nicht nur die Vergrößerung, sondern geradezu die Verdoppelung der deutschen Flotte zu bewilligen; denn die Abstriche an den Forderungen des Kaisers, die das Centrum jetzt noch durchgesetzt hat, werden, angesichts der gegenwärtigen düstern politischen Aussichten, nicht lang mehr aufrecht erhalten werden können. Übrigens hat der Reichstag ein sehr arbeitsreiches Jahr hinter sich; er hat außer der Flottenvorlage auch noch die vielbesprochene Lex Heinze angenommen. Allerdings geschah dies erst, nachdem eine wahre Volkserhebung, an deren Spitze die berühmtesten Schriftsteller und Künstler sich gestellt hatten, gegen dieses Gesetz stattgefunden und es durchzusetzen gewußt hatte, daß der Paragraph, welcher es ins Belieben untergeordneter Richter und Polizeibeamter gestellt hätte, zu entscheiden, was in Kunst und Litteratur für anständig und zulässig gelten soll und was nicht, fallen gelassen wurde. Bei diesem Anlasse haben sich im Reichstag ganz besonders die Socialdemokraten hervorgethan als Hüter der bedrohten Geistesfreiheit, und ihre dabei angewandte Obstruktion, die in deutschen Landen sonst nicht heimisch ist, hat da einmal gute Dienste geleistet. Übrigens sind ja die „Roten" nicht mehr so stark in Ungnade an höchster Stelle, seit man dort zur Erkenntnis gekommen ist, daß die Socialdemokratie bloß eine vorübergehende Erscheinung ist. Am wildesten gebärden sich im Reichstag zur Stunde die Herren Agrarier, welche beim Fleischbeschaugesetz, das darauf ausging, die Einfuhr fremden Fleisches zu erschweren, wenn nicht unmöglich zu machen, eingestandenermaßen bloß eine Art Kraftprobe abhalten wollten auf die bevorstehende Erneuerung der Handelsverträge hin, bei der sie das Wasser möglichst auf ihre Mühle zu leiten gedenken. Ihnen zumeist ist seiner Zeit auch die Verwerfung der Kanalvorlage zu danken gewesen, die in Regierungskreisen so böses Blut gemacht und sogar zu nicht sehr weisen Maßregelungen kanalfeindlicher Beamter geführt hatte.

Ganz einträchtig aber waren alle Parteien mit der Regierung und dem Kaiser, als es galt, bei Anlaß der Mündigkeitserklärung des nunmehr 18jährigen deutschen Kronprinzen glanzvolle Feste zu feiern, zu denen der greise Kaiser von Österreich in Person in der prächtig geschmückten Reichshauptstadt erschien. Bedeutsame Worte wurden damals gesprochen, aus denen hervorging, daß der Dreibund fester steht als je und fortfahren wird, als Hort des Friedens zu wirken. Bemerkenswerte Reden hat Kaiser Wilhelm außerdem auch gehalten bei der Jubelfeier der technischen Hochschule in Berlin, der er bei dieser Gelegenheit das Recht verliehen hat, den Dr. Ing. zu verleihen. Von diesem Recht hat dieselbe denn auch sofort Ge-

brauch gemacht, indem sie dem Bruder des Kaisers, dem Weltumsegler Prinz Heinrich von Preußen, den Dr. Ing. verlieh. Bei der Zweihundertjahrfeier der Berliner Akademie der Wissenschaften und dem Jubelfest der Schieferbergwerke in Luthers Geburtsstadt Eisleben beteiligte sich der Kaiser ebenfalls in hervorragender Weise. Unter den sonstigen Festlichkeiten im deutschen Reiche darf vor allem die Gutenbergfeier in Mainz mit dem über alle Maßen prächtigen Festzug nicht unerwähnt bleiben.

Von den weniger erfreulichen Erscheinungen, an denen es auch nicht gefehlt hat, nennen wir die antisemitischen Ausschreitungen in der Stadt Koniz, wo die Juden an dem Gymnasiasten Winterer einen Ritualmord begangen haben sollen, ferner die Mißhandlung deutscher Pilger in der Peterskirche in Rom durch französische Pilger, bei Anlaß einer kirchlichen Feier zu Ehren des Jubeljahres 1900. Nicht wenig verstimmt hat natürlich auch die wiederholte Beschlagnahme deutscher Schiffe durch die Engländer, besonders da die Franzosen, die sich jetzt schon einer starken Flotte erfreuen, nahezu unbehelligt blieben. Unangenehm berührt haben auch die verschiedenen Reden des bayrischen Thronfolgers, Prinz Ludwig, der, allerdings nicht zum erstenmal, etwas wie Empfindlichkeit oder Verstimmung gegen den Kaiser hat laut werden lassen und es für nötig erachtet hat, demselben die Reichsverfassung in Erinnerung zu bringen. Auch von großem Unglück ist das deutsche Reich heimgesucht worden bei dem furchtbaren Brand des norddeutschen Lloyd in New-York, dem so viel Menschenleben zum Opfer gefallen sind. Von den vielen Toten des letzten Jahres nennen wir bloß die Herzogin von Schleswig-Holstein, die Mutter der deutschen Kaiserin, und den Herzog von Oldenburg.

Freiherr v. Ketteler.

Frankreich, das gegenwärtig in Weltausstellungs-Triumphen, Festlichkeiten und Kongressen schwelgt, hat ein bewegtes Jahr hinter sich. Dem großen Dreyfusprozeß in Rennes, mit dem das Kalenderjahr begonnen hat und dessen Ausgang in der ganzen gebildeten Welt einen Sturm der Entrüstung hervorrief, folgte sozusagen auf dem Fuß die Begnadigung des zum zweitenmal unschuldig Verurteilten, der seither in der größten Zurückgezogenheit in Carpentras lebt. Dann kam der mißglückte Staatsstreichversuch des Führers der Patriotenliga Déroulède, der zwar seinen Aussagen nach nur eine andere, bessere Republik an Stelle der jetzigen setzen wollte, dem sich aber eine ganze Menge Leute an die Rockschöße hängten, die es nicht nur auf die Wiederherstellung der Monarchie abgesehen hatten, sondern nebenbei auch den Juden und den Protestanten zu Leibe gehen wollten. Das war namentlich der Fall bei dem anrüchigen Antisemiten Guérin, der es fertig brachte, in seinem Hause, dem sogenannten Fort Chabrol, wie es nach der Straße, an der es liegt, benannt wurde, monatelang der Staatsgewalt Trotz zu bieten. Gleichwohl wurde der Regierung ein Verbrechen daraus gemacht, daß sie es wagte, diese Aufrührer vor den Staatsgerichtshof zu stellen, wo sie schier das Unmögliche leisteten in der Verhöhnung der Staatsgewalt, es aber doch nicht hindern konnten, daß die Rädelsführer zur Verbannung und Guérin, der ohnedies schon viel auf dem Kerbholz hatte, zu Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Auch bleiben sie, wenigstens vorläufig noch, von der Amnestie ausgeschlossen, die nur den mit dem Dreyfusprozeß in Beziehung Stehenden zu gute kommen soll. Viel mehr bedroht als die Republik war aber die ganze Zeit über das Kabinett Waldeck-Rousseau, das nun wider alles Erwarten die Weltausstellung nicht nur erlebt und eröffnet hat, sondern sie nun wohl auch überleben und beschließen wird, da die Kammerferien eingetreten sind, was immer eine Schonzeit für die Minister bedeutet. Ganz intakt ist es freilich nicht aus den vielen

Stürmen hervorgegangen, indem der Kriegsminister Gallifet, der beste, den Frankreich seit vielen Jahren gehabt, nicht mehr dazu gehört, sondern durch den als guter Republikaner und tüchtiger Offizier bekannten General André ersetzt worden ist. Dieser aber hat es mit den Nationalisten, jener großen Partei der Unzufriedenen, die sich aus allen Lagern rekrutiert und bei den Neuwahlen von der Stadt Paris in hellen Haufen in die Kammer gewählt worden sind, während sie in der Provinz meist den kürzeren zogen, schon verdorben, weil er es gewagt hat, mit der von seinem Vorgänger begonnenen Säuberung des Generalstabs fortzufahren. Das hatte bereits den Rücktritt des

Waldeck-Rousseau,
französischer Ministerpräsident.

Generalstabschefs Delanne und des Generalissimus Jamont zur Folge, die beide schon durch tüchtige Kräfte ersetzt sind, was natürlich in der Kammer, wo das mehr als nur unparlamentarische Demissionsgesuch Jamonts verlesen werden mußte, eine wahre Hochflut von Interpellationen heraufbeschwor, die dem Kabinett leicht hätte verderblich werden können. Das war auch der Fall bei der Aufhebung des Assumtionisten-Ordens, der durch seine reichen Mittel und seine giftigen geistlichen Hetzblätter eine ständige Gefahr für die Republik gebildet hatte. Die Amnestie-Vorlage, die Arbeiterunruhen auf Martinique, diverse größere und kleinere Streiks, die immer noch nicht tot zu kriegende Affaire und viel anderes mehr waren ebensoviel Steine, über die das verhaßte Kabinett stolpern und zu Fall kommen sollte. Wohl der grimmigsten Feindschaft erfreut sich dasselbe zur Zeit beim neuen Pariser Gemeinderat, in dem die Nationalisten sozusagen unter sich sind und es an nichts fehlen lassen, was den verhaßten Ministerpräsidenten ärgern kann, dem sie es unter anderm nicht verzeihen können, daß er den von der Stadt Paris geplanten glänzenden Empfang Marchands, des Helden von Faschoda, untersagt hat. Besagter Held soll nun vorerst dadurch geehrt werden, daß verschiedene Straßen und Plätze nach ihm

General Gallifet.

benannt werden. Daß dem Ministerium Waldeck-Rousseau natürlich auch alle Streiks und alle Unglücksfälle aufs Conto geschrieben werden, versteht sich unter diesen Umständen natürlich von selbst. Es hat an beiden nicht gefehlt, und haben sich, namentlich seit der etwas verfrühten Eröffnung der Weltausstellung, namentlich die letztern gemehrt. In frischer Erinnerung ist auch der unmittelbar vorher erfolgte Brand des Théâtre Français, bei dem eine Schauspielerin in den Flammen blieb; seither sind nun rasch aufeinander gefolgt der Einsturz einer zu früh dem Verkehr übergebenen Passerelle, der Zusammenbruch eines Gerüstes in einem Ausstellungssaal, ein Tram-

way- und ein Dampfboot-Zusammenstoß oder -Unfall, wo es überall Tote und Verwundete gegeben hat und außerdem auch noch viel Schaden entstanden ist.

Merkwürdigerweise hat aber das französische Parlament trotz alledem noch Zeit gehabt, nach Kräften für die Landesverteidigung zu sorgen. Für die Hebung und Vergrößerung der Flotte hat es sogar mehr bewilligt, als gefordert wurde, und die Schaffung eines tüchtigen Kolonialheeres ist nun auch schon beschlossene Sache. Die Lehren und Erfahrungen des Burenkriegs, in dem der tapfere französische Oberst de Villebois-Mareuil auf seiten der Buren gestanden und gefallen ist, sind an den Franzosen nicht spurlos vorübergegangen. Sie haben denselben nicht umsonst in all seinen Phasen mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt und auch in ihrer gewohnten temperamentvollen Weise aus ihrer Freude über die anfänglichen Burensiege kein Hehl gemacht, was ihnen die Engländer so bald nicht vergessen werden, besonders, weil die Witzblätter selbst die geheiligte Person der ehrwürdigen Königin Viktoria nicht geschont haben. Auch in anderer Weise haben die Franzosen aus den Verlegenheiten der Briten Kapital zu schlagen verstanden, sie haben nämlich ganz in aller Stille auf Kosten des Sultans von Marokko im Süden von Algerien eine Oase wissenschaftlich erforschen lassen und dann gleich behalten, was ihnen nun als ganz kleines Pflästerchen auf die Wunde von Faschoda vorkommt, ihnen aber, wenn John Bull die Hände frei gehabt hätte, kaum hingegangen wäre. Natürlich ist Frankreich auch in China stark engagiert und sollte dort mit zur so dringend nötigen, aber immer wieder angezweifelten Einigkeit der Mächte beitragen, was den Hitzköpfen von Franzosen kaum sehr leicht werden mag.

In diesen kritischen Zeitläuften denkt nun sogar der chauvinistische Kammerpräsident Deschanel nicht mehr daran, den alten Kohl wegen der Revanche für Elsaß-Lothringen wieder aufzuwärmen, wie er es bei seiner Aufnahme unter die „Unsterblichen" der Akademie gethan hat.

Die vernünftigen Franzosen, und deren werden zum Glück immer mehr, haben ohnedies eingesehen und die Weltausstellung liefert dazu die Probe, daß sie schon zu viel kostbare Zeit verloren haben ob diesem Hirngespinst und deshalb auf vielen Gebieten überflügelt worden sind, wo sie früher tonangebend und unbestritten die ersten waren.

Wenn aber der „Jahrmarkt der Welt" so heilsame Früchte der Erkenntnis zeitigt, so dürfen die Franzosen auch mit seinem Erfolg zufrieden sein, wenn die goldene Ernte schon nicht ganz so riesengroß ausfällt, wie sie gemeint.

England war im abgelaufenen Kalenderjahr so vollständig vom Burenkrieg in Anspruch genommen, daß das Parlament weder Zeit noch Geld hatte, für die hungernden englischen Unterthanen in Indien, deren doch bei drei Millionen allein auf die Unterstützung der Regierung ganz und die öffentliche Wohlthätigkeit angewiesen sind, zu sorgen. Ja, das stolze Albion mußte es sogar ruhig geschehen lassen, was zu andern Zeiten ganz unmöglich gewesen wäre, daß Rußland sich in Korea festsetzte, in Persien sich den maßgebenden Einfluß sicherte, in China seine Machtsphäre erweiterte und die äußerst wertvolle Konzession für die Bagdadbahn an Deutschland überging, welches damit seinen Handel- und Gewerbetreibenden den Überlandweg nach Indien gesichert hat. Es vermochte auch nicht mit dem gewöhnlichen Nachdruck aufzutreten bei dem Aufstand der Aschantis in Afrika, welcher unter anderem dadurch hervorgerufen wurde, daß der englische Gouverneur sich des goldenen Thronsessels der Aschantis bemächtigen wollte, der als Fetisch und Nationalheiligtum gilt, besonders weil sich allerlei Prophezeiungen von der Wiederaufrichtung des Aschantithrones und Königreichs daran knüpfen.

Was England aber neben all diesen kleineren Nachteilen und den ungeheuern Verlusten an Menschenleben und Kapital noch sonst für Einbuße erlitten hat an Ansehen, Einfluß und Sympathien durch diesen so leichten Sinnes heraufbeschwornen Krieg, ist nicht zu ermessen, dürfte sich aber schon bei den immer blutiger werdenden Wirren in China bemerkbar machen. Jedenfalls ist nun aller Welt klar geworden, wie veraltet das englische Heerwesen und wie dringend nötig es ist, daß bei der Wahl der Truppenführer vor allem die Tüchtigkeit und

nicht hoher Rang und Protektion den Ausschlag giebt. Die Engländer sehen das auch ein und zerbrechen sich längst den Kopf darüber, wie da Remedur zu schaffen wäre, ohne die ihnen antipathische allgemeine Wehrpflicht einführen zu müssen. Sie durften aber auch von Glück reden, daß kein einziger europäischer Staat es gewagt hat, sich auch mit der That auf die Seite der Buren zu stellen, aus Furcht, damit den Weltkrieg zu entfesseln. Die Sympathien der Völker dagegen waren fast ungeteilt auf seiten der Buren und haben es alle England, das sonst als Hort der Freiheit gepriesen wurde, übel vermerkt, daß es sich dazu hergab, die Geschäfte ehrgeiziger Streber wie Rhodes und des Kolonialministers Chamberlain und goldgieriger Spekulanten zu besorgen und ihretwegen ein friedliebendes, fleißiges Volk um seine höchsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit, zu bringen.

Ganz besonders wohlthuend hat es die Engländer berührt, daß die sonst so unbotmäßigen Irländer die Königin bei ihrem ersten Besuch in Irland nach langer, langer Zeit so liebenswürdig aufgenommen haben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß dies Jahr der St. Patrikstag zu Ehren des Schutzheiligen von Irland auch in England gefeiert wurde, und daß das früher verbotene Abzeichen Irlands, das grüne Kleeblatt, massenhaft Absatz fand. Sonst freilich schwärmte dies Jahr namentlich Englands Damenwelt nur für Khaki, wie die graubraune Farbe der Tropenuniformen genannt wird. Ja, es wurde sogar Khaki gewählt, d. h. man begünstigt nur die Anhänger der Kriegspartei, die dem Imperialismus, also der Ausdehnung des Reichs um jeden Preis huldigten. Die Friedensfreunde, vorab alle, die im geringsten im Verdachte der Burenfreundschaft standen, hatten dies Jahr einen schweren Stand und mußten sich sogar auf Mißhandlungen und Beschädigungen an Hab und Gut gefaßt machen, die von den Gerichten nicht einmal geahndet wurden. Hierin zeigte sich das englische Volk nicht groß und auch da nicht, wo sich sogar Männer und Frauen der gebildeten Stände nicht entblödeten, Krüger und die Buren mit den gröbsten und gemeinsten Schimpfnamen zu belegen, während es doch sonst unter anständigen Leuten Sitte ist, auch dem tapfern Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Doch muß man in solchen Zeiten wohl der beständigen Aufregung Rechnung tragen und die gereizte Stimmung damit entschuldigen. Zum Glück ist wenigstens England selbst von schweren Heimsuchungen verschont geblieben, da das Attentat auf den Thronfolger, dessen ein grüner Junge, Namens Sipido, in Brüssel sich schuldig machte, so harmlos ausfiel, daß der Prinz von Wales, der eben auf der Heimreise von einem Besuch bei seinem Schwiegervater in Dänemark begriffen war, unversehrt den heimatlichen Boden wieder betreten konnte. Auch der zum Besuch nach England gekommene Khedive von Ägypten, der anfänglich schwer erkrankte, erholte sich rasch und konnte ohne Schaden alle ihm zugedachten Festlichkeiten und Ehrungen über sich ergehen lassen. Endlich ist der große Streik der Dockarbeiter ohne schwere Ausschreitungen vorübergegangen. Was aber die Wirren in China auch für England noch bringen, muß erst die Zeit lehren. Hoffen wir einstweilen, daß sich das britische Reich beim Friedensschluß mit den südafrikanischen Republiken groß und edel zeigen und damit in ihnen Freunde statt Feinde gewinnen werde!

Rußland. Von all den Hoffnungen, die man bei seiner Thronbesteigung auf den Zaren Nikolaus II. gesetzt hat, der bekanntlich im Vorjahr die Friedenskonferenz im Haag angeregt und zusammenberufen hat, ist heute nicht mehr viel übrig geblieben. Vollends scheint er für die Sache des Fortschritts verloren, seit er mit der Kaiserin zusammen jene Wallfahrt nach Moskau unternommen hat und dort vollständig in die Hände und unter den Einfluß der hohen Geistlichkeit gekommen ist. Denn dieselbe hat ihn allbereits dazu gebracht, dem berühmten Dichter und Menschenfreund Tolstoi für den Fall seines Todes alle kirchlichen Ehren und Segnungen zu versagen.

Das wird freilich nicht hindern, daß man den großen Dichter noch lange verehren wird, wenn der kleine Zar auf dem Thron längst von der Weltgeschichte geächtet sein wird. Ein Ruhmesblatt in derselben verdient er schon darum nicht, weil er je länger je mehr taub

bleibt für alle flehentlichen Wünsche und Bitten seiner getreuen Finnländer, die nun auch noch ihrer geliebten Muttersprache beraubt werden sollen, da sie, nach dem neuesten kaiserlichen Ukas, als Amtssprache verboten ist. Über der Teilnahme für dieses wackere, schwergeprüfte Volk vergißt man fast, daß der Zar doch auch noch hie und da etwas für die Wohlfahrt seines Volkes vorkehrt, was er soeben bewiesen durch die Aufhebung der Deportation nach Sibirien, die so viel Greuelscenen im Gefolge zu haben pflegte bei den Gefangenen-Transporten. Sehr hart ist dagegen seine Hand gelegen auf den Studenten, welche jede Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung in Zukunft dadurch zu büßen haben werden, daß sie als gemeine Soldaten ins russische Heer eingereiht werden, wobei ihren Vorgesetzten streng untersagt ist, ihnen irgend welche Erleichterungen oder Vergünstigungen zu gewähren. Ob er aber mit dieser drakonischen Strenge die intelligente Jungmannschaft nicht dem Nihilismus in die Arme treiben wird, ist eine andere Frage. — Die russische Diplomatie hingegen, an deren Spitze bis jetzt der eben erst ganz plötzlich verstorbene Graf Murawiew stand, hat dagegen auf jeden Fall ein erfolgreiches Jahr hinter sich, da es ihr gelungen ist, auf Kosten der vom Burenkrieg gänzlich in Beschlag genommenen Engländer alle jene Vorteile zu erringen, von denen schon die Rede war.

Schweden und Norwegen leben trotz der von Norwegen endlich ertrotzten „reinen" Flagge immer noch nicht im besten Einvernehmen. Die gegenseitige Abneigung hat sogar eher zugenommen, seit der schwedische Kronprinz, der in Norwegen sehr unbeliebt ist, für seinen abwesenden Vater die Regentschaft führt und mit mancherlei vexatorischen Maßregeln und seinem „geflügelten" Wort, er habe Lust, mit den Norwegern einmal schwedisch zu reden, noch Öl ins Feuer gegossen hat.

Belgien hat den Proporz für die Kammerwahlen eingeführt und damit eine etwas weniger klerikal gefärbte Kammer erzielt, erlebt aber fortwährend Schande an seinen Offizieren im Kongostaat, die dem sogenannten „Tropenkoller" besonders unterworfen zu sein scheinen und sich durch geradezu unmenschliche Grausamkeiten gegen die Eingebornen auszeichnen.

Portugal ist beim Richterspruch des viel angefochtenen Delagoa-Schiedsgerichtes sozusagen mit einem blauen Auge davongekommen und deshalb nicht gezwungen gewesen, die vielbegehrte Bai dieses Namens an England oder Amerika zu verpfänden oder zu verkaufen. Daneben hat es viel in „schmutziger" Neutralität gemacht, indem es die für die Engländer bestimmten Sendungen passieren ließ, diejenigen für die Buren aber nicht; von dem Durchpaßrecht, das sich die Briten vertraglich erzwungen hatten, nur gar nicht zu reden, wogegen übrigens das portugiesische Volk selbst laut genug protestiert hat.

Spanien hat immer den Mann, respektive Minister, noch nicht gefunden, der es versteht, mit fester Hand die Zügel dieses verlotterten Staatswesens zu ergreifen und die so dringend nötigen Reformen auch durchzuführen. So hat das unglückliche Land neben all den gewöhnlichen Übeln, als da sind Streiks, Arbeiterunruhen, Hungersnot und Steuerverweigerung, auch noch eine sogenannte katalonische Bewegung erlebt, die geradezu darauf ausgeht, diese Provinz vom Mutterlande abzureißeu, als ob das nicht so schon „abgerissen" genug wäre. Zum Glück ist's doch momentan noch gegangen, ohne daß die vielgeplagte Regentin in diese Art von Home Rule einwilligen mußte.

Italien. In diesem Lande ist, trotz des vom Papst verkündeten Jubeljahres mit seinem an mittelalterliche Zeiten gemahnenden Gefolge von Ablaß-Verheißung für alle Söhne und Töchter der alleinseligmachenden Kirche, die in Rom persönlich darum nachsuchen, vom Jubel noch nicht viel zu merken gewesen. Wohl aber ist das Ministerium Pelloux über der Geschäftsordnung, welche die ständige Obstruktion der äußersten Linken unmöglich machen sollte, gestürzt und hat einem Ministerium Saracco, von dem noch nicht viel zu sagen ist, Platz gemacht. Neben den wilden Spektakel-Scenen im Parlament haben wohl am meisten Aufsehen erregt die vor den Mailänder Gerichten sich abspielenden Verhandlungen über die Ermordung des frühern Bankdirektors Notarbartolo.

Über dieselbe ist zwar schon vor Jahr und Tag vor dem Gericht in Palermo abgeurteilt worden. Dort aber standen Richter wie Zeugen zu sehr unter dem Eindruck der Furcht vor dem Geheimbund Maffia, der auf Sizilien eine wahre Schreckensherrschaft ausübte und es auch wirklich dazu brachte, daß der Hauptschuldige Palizzola nicht erwischt wurde und seine Werkzeuge und Helfershelfer nur mit ganz gelinden Strafen davonkamen. Jetzt wird er aber hoffentlich der verdienten Verurteilung nicht entgehen und wird auch der Maffia endlich das Handwerk gelegt werden. Daß es auch sonst noch viel zu bessern giebt im schönen Italien, erhellt wohl am besten daraus, daß sich in der Provinz Apulien thatsächlich eine Gemeinde gefunden hat, die allen Ernstes darum eingekommen ist, es möchten die Schulen wieder aufgehoben werden, und die sich sogar thätlich gewehrt hat, als sich der Gemeindepräsident herausnahm, zu verbieten, daß schmutzige Wäsche 2c. fernerhin im Trinkwasser gesäubert werden solle. Bei so unzeitmäßigen Erscheinungen möchte man schier wünschen, der nur allzukorrekte König Umberto würde gelegentlich ein wenig aus seiner Reserve heraustreten und regelrecht dreinfahren in all das Gefasel innerhalb und außerhalb des Parlaments. An seiner Stelle hat dies Jahr nach langem Stillstand der Vesuv wieder einmal von sich hören lassen und mit seinen feurigen Lavaströmen den Bewohnern der Umgegend nicht geringen Schrecken eingejagt. Doch hat er sich zum Glück schneller wieder beruhigt, als man zu hoffen wagte. Ruhe herrscht jetzt auch zwischen der italienischen Kolonie Erythrea und dem Kaiser Menelik, der sich mit einer stattlichen Anzahl italienischer Goldmünzen beruhigen ließ, als sich wieder einmal ein Anstand zwischen ihnen ergeben hatte.

Umberto I.

Viktor Emanuel III.

* * *

Als der „Hinkende" schon im Druck war, kam plötzlich die Schreckenskunde, daß der von seinem Volke hochverehrte und geliebte König Umberto von Italien einem Attentat zum Opfer gefallen sei. Er hatte Sonntag den 29. Juli der Preisverteilung eines Turnfestes in Monza beigewohnt, wo er von der Menge aufs freudigste begrüßt worden war, und wollte eben mit seinem Adjutanten den Wagen zur Rück-

Kanton Appenzell.

Ignaz Kegel und Josepha Huber, aus Inner-Rhoden.

fahrt besteigen, als ihn drei Revolverschüsse ins Herz trafen und seinem Leben nach wenigen Minuten ein Ende machten.

Der Attentäter, ein gewisser Angelo Bressi, welcher sofort ergriffen wurde und vor der Wut des Volkes beschützt werden mußte, hat sich mit cynischem Gleichmut zu dem Verbrechen bekannt.

Die Teilnahme mit der auf so tragische Weise zur Witwe gewordenen Königin Margherita und dem ganzen Königshause ist groß und allgemein, und das italienische Volk betrauert tief und aufrichtig seinen verehrten König, der in den schweren Tagen des Erdbebens von Casamicciola 1883 und bei der Cholera-Epidemie in Neapel 1884 durch sein menschenfreundliches und furchtloses Auftreten aller Herzen gewann.

Der italienische Kronprinz, Prinz von Neapel, geb. 1869, ist als Viktor Emanuel III. seinem Vater auf dem Throne gefolgt.

Österreich-Ungarn. Der alte böse Sprachenstreit wütet in dem buntscheckigen Habsburgerreich mit unverminderter Schärfe, und der alte Kaiser Franz Joseph ist wohl nicht mehr schneidig genug, um diesen traurigen Zuständen, die alle für das Volkswohl so dringend nötige Arbeit unmöglich machen, endgültig den Riegel zu schieben. Einmal zwar hat er sich aufgerafft und dem ersten besten Tschechen gehörig die Meinung gesagt, als sie sich einfallen ließen, während einer militärischen Übung statt „Hier" „Zde", den tschechischen Ausdruck dafür, zu brauchen. Die kaiserliche Mahnung war damals so deutlich, daß dergleichen seither nicht mehr vorgekommen ist; es wäre aber immer und überall nötig, daß in dieser Tonart mit dem aufrührerischen Tschechenvolk geredet würde, dazu aber scheint Franz Joseph den Mut und die Kraft nicht mehr zu haben. — In Wien, da herrschen nun mit Lueger die sogenannten Christlich-Socialen, die aber ihrerseits wieder von den Klerikalen unter dem Daumen gehalten werden.

Bryan.

Diese mag es nicht wenig verdrießen, daß die Los-von-Rom-Bewegung im ganzen Lande herum so viel Fortschritte macht. Dem Habsburger Herrscherhaus aber hat wieder einmal die Minne viel zu schaffen gemacht, da der Thronfolger, Erzherzog Ferdinand, sich durchaus nicht davon abbringen ließ, eine nicht ebenbürtige Gemahlin zu wählen, die schöne, nun vom Kaiser in den Fürstenstand erhobene Gräfin Chotek, die ihm denn auch, den Habsburger Hausgesetzen gemäß, nur zur linken Hand angetraut werden konnte, so daß allfällige Kinder aus dieser Ehe keinen Anspruch auf die Thronfolge haben.

Diese mittelalterliche Institution der „morganatischen" Ehen ist heutzutage wohl nur in Österreich noch möglich, während es bei allen andern Fürstenhäusern in solchen Fällen heißt entweder der Geliebten oder aber allen kaiserlichen, königlichen oder herzoglichen Privilegien entsagen, wie es soeben die österreichische Kronprinzessin Stephanie bei ihrer Wiedervermählung auch gethan hat. Das klingt nun freilich hart, ist aber immerhin besser, als solche Zwitterstellungen zu schaffen, die für den weiblichen Teil und die Nachkommen jedenfalls viel Verletzendes mit sich bringen. Es heißt nicht umsonst: „Noblesse oblige".

Nordamerika, das je länger je mehr auch in die Angelegenheiten und Händel der alten

Welt hineinredet, steht wieder einmal vor der Präsidentenwahl, welche bekanntlich immer das ganze Volk in Harnisch bringt und eine Unmasse von Dollars, Tinte und Druckerschwärze verschlingt. Die einzig in Betracht kommenden Kandidaten sind auch jetzt wieder der Republikaner Mac Kinley und der Demokrat Bryan. Ersterer ist der Vertrauensmann der sogenannten Imperialisten, auch Jingoes genannt, die nach weiteren Eroberungen Verlangen tragen, obschon die Erfahrungen mit den letzten nicht eben ermutigend sind. Bekanntlich sind ja die Philippiner noch lange nicht vollständig unterworfen, daneben gärt es auch wieder auf Cuba, und der Insel Portorico ist es nichts weniger als behaglich unter dem Sternenbanner. Bryan dagegen ist dem Imperialismus abhold und möchte nur die Monroe-Doktrin „Amerika den Amerikanern" hoch gehalten wissen. Außerdem ist Mac Kinley für die Goldwährung eingenommen, während Bryan zu den Silberleuten gehört, was ihm schon das letzte Mal geschadet hat. Natürlich glänzt Amerika auch an der Weltausstellung und hat sich überdies in der Stadt Paris verewigt durch eine von den Schulkindern Amerikas gestiftete Lafayette-Statue, die kürzlich mit viel schönen Reden eingeweiht wurde.

Schweiz. Wie die großen Staaten rings um uns herum haben auch wir im abgelaufenen Jahr unsere Sorgen gehabt. Vor allem waren es unsere Landwirte, die viel zu klagen hatten über die mancherlei Seuchen, welche ihren Hauptreichtum, den Viehstand, heimsuchten. Sonst wäre das letzte Jahr im allgemeinen ein recht gesegnetes gewesen, da die Ernte gut ausfiel, Handel und Gewerbe sich belebten und die Fremdenindustrie außergewöhnliche Dimensionen annahm. Unsere eidgenössischen Räte dagegen sahen durch die Verwerfung der Versicherungsgesetze die Arbeit vieler Jahre vereitelt. Sie wird aber nicht verloren sein, sondern die Grundlage bilden für ein neues, dem Volk verständlicheres Gesetz, das, zu gelegener Zeit vorgelegt, dann wohl mit ebensolcher Begeisterung angenommen werden wird, wie seiner Zeit die Eisenbahnverstaatlichung, deren Vorbereitung und Ausführung unsern Landesvätern noch manche harte Nuß zu knacken geben wird. Auch für anderes, was jetzt noch in der Luft schwebt, werden sich bei gutem Willen die Mittel finden und eine Verständigung erzielen lassen, so z. B. für die Bundessubvention zur Unterstützung der Volksschule, für die Bundesbanksitzfrage und anderes mehr. Leider haben wir auch dieses Jahr wieder manchen wackern Eidgenossen durch den Tod verloren, wir nennen nur den weit über die Grenzen unseres Landes hinaus geschätzten alt Bundesrat Numa Droz, den beinahe unersetzlichen Nationalrat Cramer-Frey, Ständerat Blumer, Jordan-Martin ꝛc. Auf die kantonalen Verluste können wir nicht einmal eintreten, sondern müssen uns damit begnügen, aus der Heimat des „Hinkenden" zu nennen den unermüdlich thätigen Gönner und Wohlthäter unzähliger gemeinnütziger Institute, Dr. Schwab, und die ebenfalls in diesem Jahr heimgegangenen Theologie-Professoren Müller und Blösch und den Rechtsgelehrten Zeerleder.

Daneben haben wir auch wieder Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß die Schweiz, trotz ihrer Kleinheit, die Achtung und das Zutrauen aller Völker genießt. Das hat sich aufs schönste bewiesen beim eben zu Ende gegangenen 25jährigen Jubiläum des Weltpostvereins, das in der Bundesstadt, wo er gegründet wurde, stattgefunden hat und von den Vertretern von über 60 Vertragsstaaten besucht worden ist. Der Stadt Bern ist dann auch die Ehre zu teil geworden, als Hüterin und Besitzerin des bei diesem Anlaß beschlossenen Denkmals zur Erinnerung an die Gründung des Weltpostvereins bezeichnet zu werden, welches von der Festversammlung beschlossen worden ist.

Mögen die Völker, die beim Weltpostverein zu so segensreichem Thun sich gefunden, einander immer näher kommen und immer besser verstehen lernen, das wäre der Segenswunsch des Kalendermanns für das 20. Jahrhundert.

„... In der That, gnädige Frau, Sie müssen eine wirklich perfekte Köchin besitzen! Die Speisen sind ja vorzüglich zubereitet!"

„Nicht wahr, Herr Baron!... Und denken Sie sich, diese perfekte Köchin bekommt 'mal — meine Tochter mit!"

Merkwürdiger Fund.

Im Laufe des Monats Juni 1900 verbreitete sich die Kunde, es existiere in der Nähe der Rafrüti bei Langnau ein seltsamer Stein, den ein in der Nähe wohnender Mann in seinem Kartoffelacker etwa 30 cm tief im Boden gefunden und schon längere Zeit zu Hause behalten habe. Der Stein, auf einer Seite abgerundet und wie durch Schmelzung geglättet, auf der andern eine zackige Bruchfläche zeigend, hatte metallisches Ansehen, wog cirka 18 Kilo und wurde als altes Eisen, wie der Eigentümer annahm, eine versprengte Kanonenkugel, einem Schmied zum Verkaufe angeboten, der sie aber als unbrauchbar zurückwies. Durch Mitteilung eines Lehrers in Wasen erhielt der Direktor der mineralogischen Sammlungen des naturhistorischen Museums in Bern Kenntnis nebst Probe des seltsamen Fundes, und er erkannte sofort in demselben einen Meteoriten; derselbe soll als glänzendes Meteor, wie durch Augenzeugen bestätigt, im Herbste 1856 in glühendem Zustande unter gewaltigem Knall zur Erde gefallen sein, daselbst in Stücke zersprengt und sich in dem Acker eingebohrt haben. Nach einigen Schwierigkeiten, verursacht durch spekulative Zwischenhändler, gelang es, das hochinteressante Stück für das Museum zu erwerben; die vorgenommene Untersuchung und chemische Analyse bestätigte die vermutete Natur des Steines, und es bildet derselbe jetzt eine wertvolle Bereicherung der Sammlungen obigen Institutes.

Verwechselung.

Hausfrau: „Minna, gehen Sie 'mal zum Optiker hinüber und bitten sich einige Augengläser zur Auswahl aus, ich will eins kaufen."

Minna (beim Optiker): „Meine Gnädige schickt mich her, sie läßt Sie bitten, mir einige Glasaugen mitzugeben, sie will eins kaufen, sagt sie."

Ansichtspostkarte eines Studierenden.

„Lieber Vater, ich bin gesund, wie du aus vorliegender Karte deutlich ersehen kannst; leider habe ich kein Geld mehr! Von dir das nämliche hoffend, grüßt dich in Liebe dein treuer Sohn."

Höchste Reklame.

In einer Zeitung von Louisiana befindet sich unter den Lokal-Nachrichten wörtlich die folgende: „In der Zuckermühle von Boggis sind gestern eine Mutter mit ihrem Kinde beim Einstampfen des Zuckerrohres leider vom Getriebe erfaßt und zermalmt worden. Wir bedauern den Vorfall herzlich, da bis jetzt die Qualität des Zuckers sich stets wegen seiner Reinheit eines guten Rufes erfreute."

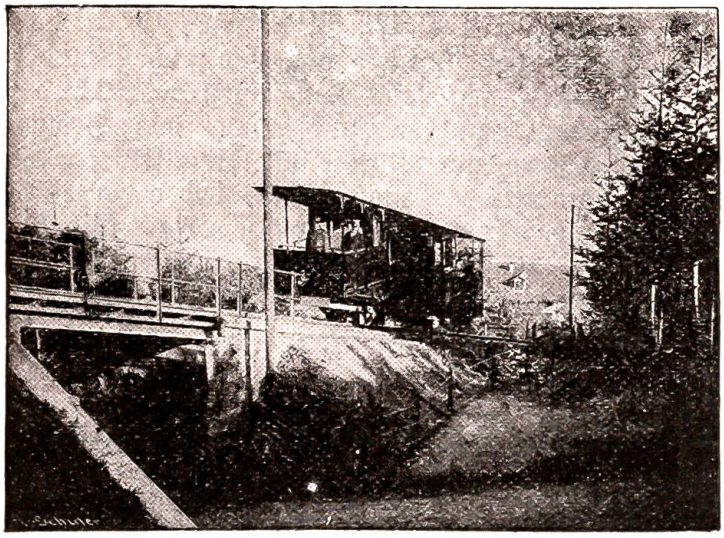
Allerlei über Berg- und Thal-Bahnen.

Im Jahr 1896 machte der Hinkende Bot seine Leser mit den bedeutendsten damaligen Bergbahnen bekannt; im Jahr 1900 erzählte er von den großartigen Arbeiten an der Jungfraubahn und dieses Jahr wären wieder eine ganze Reihe von Bahnen aufzuzählen, welche seither entstanden sind, nur gestattet der beschränkte Raum ihm leider nicht, sie alle zu nennen. Für dieses Jahr bringt er die Gurtenbahn und die Burgdorf-Thun-Bahn und hofft, nächstes Jahr auch über andere Bahnen ausführlich berichten zu können.

Die elektrische Bahn auf den Gurten, „der Rigi von Bern".

Die erste Konzession für eine Gurtenbahn wurde erteilt 1885, eine zweite 1895, die im Jahr 1897 an die Firma Fritz Marti in Winterthur abgetreten wurde.

Am 15. Oktober 1898 bildete sich eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von Fr. 240,000 zur Erbauung der elektrischen Gurtenbahn; an weiter nötigem Kapital wurden Fr. 150,000 in Obligationen I. Ranges aufgenommen. Am 29. Dezember 1898 wurden die Baupläne vom schweizerischen Bundesrate genehmigt und konnte der Bau, welcher um die Pauschalsumme von Fr. 336,000 der Firma Fritz Marti in Winterthur übergeben wurde, beginnen. Die Bauzeit war auf acht Monate festgesetzt, die Eröffnung war also auf Ende August 1899 in Aussicht genommen, der Bau jedoch auf Anfang Juli so gefördert, daß der Betrieb hätte aufgenommen werden können.



Fatalerweise trat aber in der Zuführung der elektrischen Betriebskraft eine Verzögerung ein, so daß die Eröffnung, nach der Kollaudation durch das schweizerische Eisenbahndepartement am 9. September, erst am 12. September 1899 stattfinden konnte.

Drahtseilbahnen bestehen in der Schweiz bis jetzt 23, die erste war die Lausanne-Ouchy-Bahn, die erste Drahtseilbahn mit elekrischem Betrieb die Bürgenstockbahn. Längere Drahtseilbahnen als die Gurtenbahn bestehen in der Schweiz acht, kürzere vierzehn; die Gurtenbahn nimmt also den neunten Rang ein.

Die beiden Stationen der Gurtenbahn haben folgende Höhenlagen:

Wabern 580 Meter über Meer
Gurtenkulm 840 " " "
(Gurten-Signal 861 Meter)

Höhendifferenz somit 260 Meter.

Das Längenprofil der Bahn bildet eine regelmäßige Kurve mit von unten nach oben zunehmenden Steigungen von 19 % bis 33 %.

Bei einer schief gemessenen Bahnlänge von 1050 Meter beträgt die mittlere Steigung 25 %.

Die Bahnanlage ist für den Seilbetrieb vorzüglich geeignet und wurde auch dieses System adoptiert.

Das Stahldrahtkabel mit 30 Millimeter Durchmesser, rund 3500 Kilogramm Gesamtgewicht, bietet mit 44 Tonnen Bruchfestigkeit eine zwölffache Sicherheit für die größte Belastung.

Zur weitern Sicherheit dienen automatische und Handbremsen an den Wagen, mit kräftigen Bremszangen, welche sich an den Schienen festklammern.

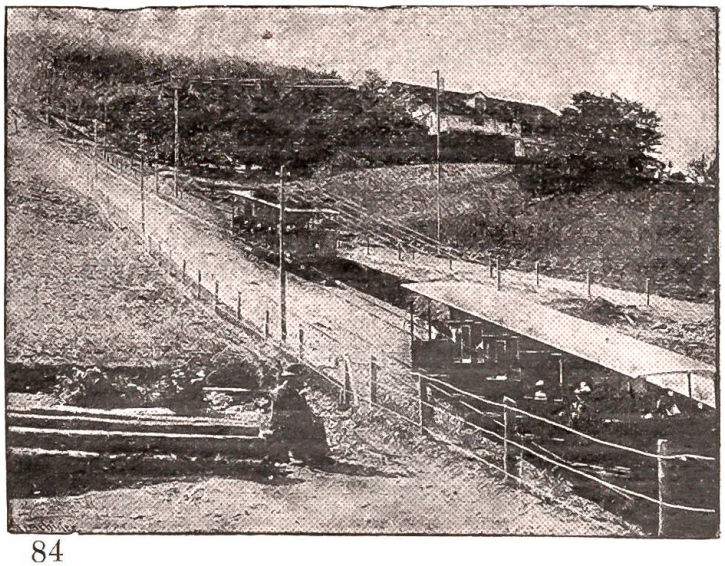
Zu diesem Zwecke haben die Schienen von 23 Kilogramm Gewicht per Meter, wie bei den neueren Seilbahnen, ein tulpenförmiges Profil als Abart des Vignolestypes.

Der Oberbau auf eisernen Querschwellen und mit eigenartigen Stoßverbindungen ist im übrigen besonders kräftig, auf Stein und Kies gebettet und verankert. Die Unterlage besteht meistens aus festen Molassefelsen.

In der oberen Station befindet sich der Seilantrieb mit drei Seilrollen, wovon die größere von vier Meter Durchmesser, nebst Zahnradübersetzungen automatischer und Handbremse, und dem elektrischen Drehstrommotor, nebst Regulierapparaten.

Die motorische Kraft, je nach Belastung von 10 bis 50 PS. variierend, wird durch elektrischen Drehstrom von 3000 Volt Spannung geliefert, mittelst der für die Gurtenbahn besonders erstellten Leitung von 2,5 Kilometer Länge vom Transformatorhaus bei Weißenbühl bis Gurtenkulm.

Die elektrische Leitung ist auf diese Weise mit dem neuen Elektricitätswerk der Stadt Bern, beziehungsweise mit dem Kanderwerk in Spiez verbunden.

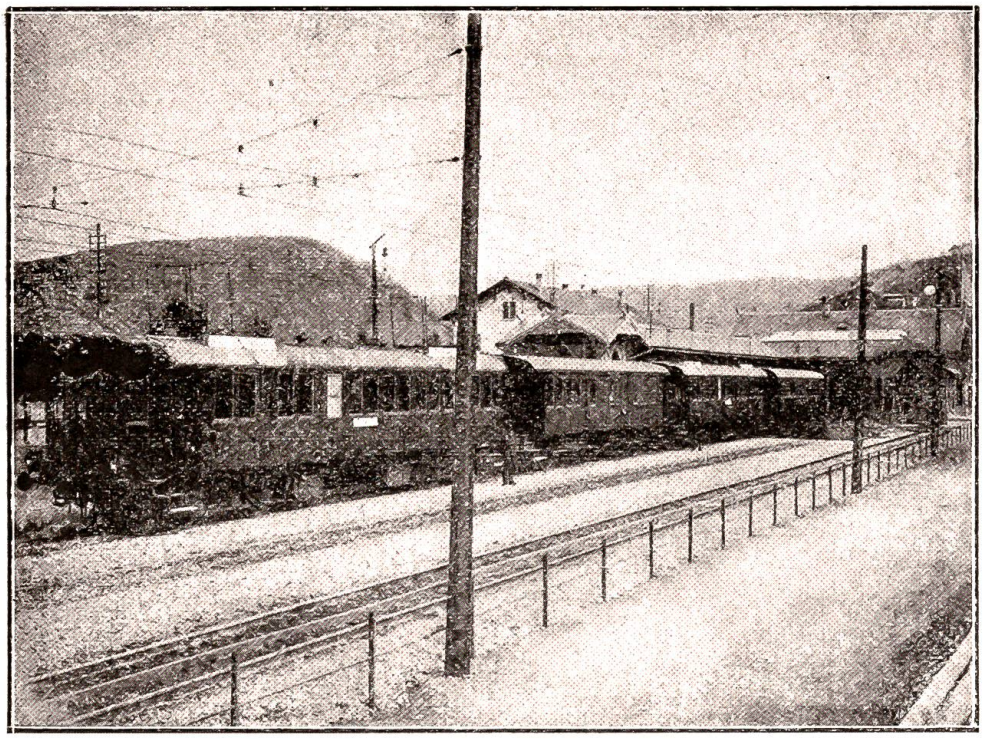


Die beiden Personenwagen, von welchen jeweilen der eine aufwärts, der andere gleichzeitig abwärts fährt, zählen zu den größten üblichen Seilbahnwagen, indem sie je 60 Personen fassen in drei Coupés mit Sitzen und zwei geräumigen Stehplattformen.

Das Gewicht eines Wagens beträgt leer 5,6 Tonnen, vollbelastet 10 Tonnen.

Infolge der neuen Bahn ist der Gurten in kürzester Zeit der beliebteste Ausflugsort in der Nähe Berns geworden; jeder sonnige Tag führt ihm Hunderte von Ausflüglern, Einheimischen und Fremden, zu.

Begreiflich! In 35 Minuten erreicht man vom Bahnhofe Bern aus das waldumränderte Plateau und den 861 Meter über Meer liegenden Kulm des Gurtens und freut sich dort des herrlichsten Panoramas, reich an charakteristischen Eigentümlichkeiten und dennoch voll harmonischer Schönheit, welche dem Auge hier die Gebirgswelt in ihrer ganzen Großartigkeit entfaltet. In unmittelbarer Nähe die monumentale Bundesstadt, und über den grünen Bergen, die aus dem weiten Aarethal sich erheben, in eigenartigen zerrissenen Formen die Voralpen und sodann im Hintergrunde die Blümlisalp, die Jungfrau, den Mönch, Eiger, Finsterraarhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, alles Bergriesen, von 3700 bis 4275 m, welche die wundervolle Größe der Naturzauberkraft enthüllen. Nicht minder reizend ist vom Gurten aus die Aussicht auf die blauen Höhen



Bahnhof Burgdorf.

des Jura, nach Südwesten auf die Freiburger Alpen und nach Westen auf die Seen von Neuenburg und Biel.

Oben angelangt, erwarten den Besucher die gastlichen Räume eines Berner Bauernhauses mit wohlbestellter Küche und Keller mit Erfrischungen aller Art, eine große Restaurations- und Musikhalle, ein Etablissement, das 3000 Personen beherbergen kann und Gelegenheit bietet, in ungezwungener Gesellschaft die schönste Fernsicht der Welt mit Wonne zu genießen. Hier können auch anspruchsvolle Gäste und ganze Gesellschaften aufs beste befriedigt werden. Dazu kommen noch herrliche Anlagen, schattige Spaziergänge und große Spielplätze für die Jugend. Das im Bau begriffene in freundlichem Bernerstil gehaltene Hotel wird im Spätsommer bis Herbst eröffnet werden können und bietet mit seiner breiten Laube und Speisesaal, über die Tannen hübsch und freundlich eingebettet, ein wahres und einzig dastehendes Bijou der Landschaft.

Von einer andern Bahn möchten wir unsern Lesern noch berichten, die, wenn auch keine Bergbahn, nichtsdestoweniger interessant und beachtenswert ist, der

Burgdorf-Thun-Bahn.

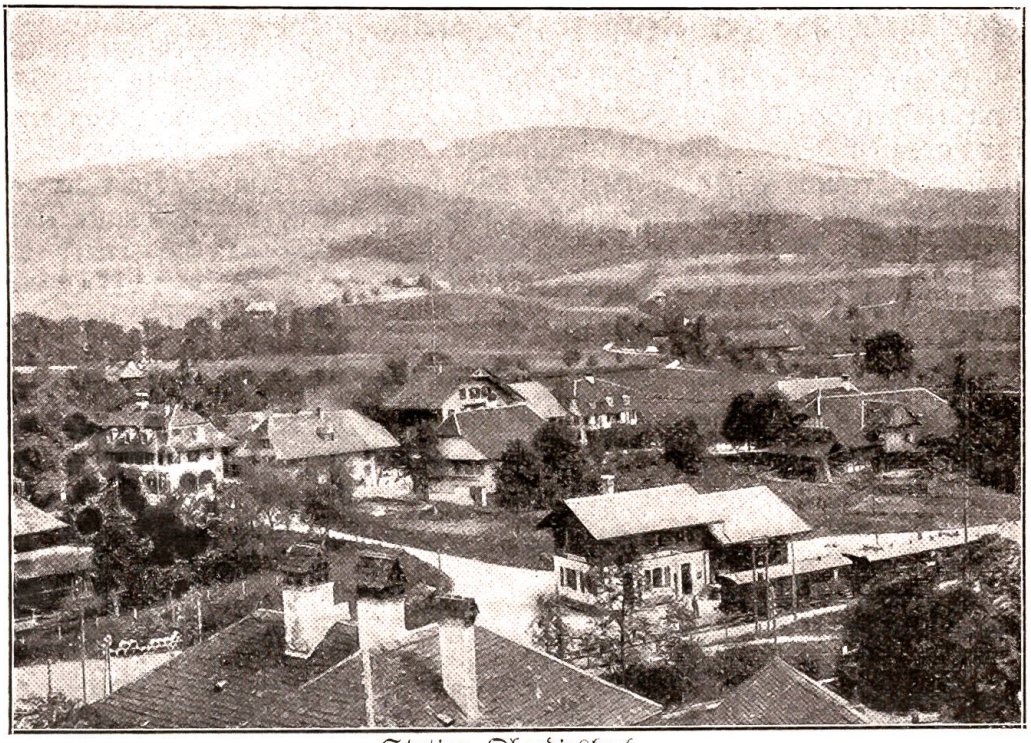
Es ist die erste elektrische Vollbahn in der Schweiz.

Es sind jetzt 53 Jahre her, daß auf der Strecke Baden-Zürich die erste schweizerische Eisenbahn gefahren ist; es ist staunenswert, wenn man bedenkt, was seither in unserem Schweizerländchen in dieser Hinsicht geleistet wurde. Die Erstellung einer elektrischen Normalbahn bedeutet einen neuen Markstein im ganzen Verkehrswesen.

Der ungeheure Vorteil des elektrischen gegenüber dem Dampfbetriebe ist in die Augen springend, wenn man die immensen Summen, welche alljährlich für Brenn- und Heizmaterial ins Ausland wandern, in vielstelligen Zahlen ausgedrückt sieht, und wenn man bedenkt, daß uns durch Krieg, politische Ereignisse oder durch Erschöpfung der Kohlengruben eines Tages die unentbehrliche Kohle nicht mehr geliefert werden könnte.

Die elektrische Kraft zum Betriebe der Burgdorf-Thun-Bahn liefert das Kanderwerk bei Spiez am Thunersee. Von da weg zieht sich die Hauptleitung (Primärleitung) von acht Millimeter dickem Kupferdraht in möglichst gerader Linie und möglichst wenig begangenem Gebiet abseits vom Bahnkörper entlang und giebt unterwegs an 14 sogenannte Transformatoren Strom ab. Aus diesen Transformatorstationen wird die sich auf dem Bahnkörper befindende zweite oder Kontaktleitung gespiesen, und vermittelst kupferner, an den Wagen angebrachter „Bügel" wird der elektrische Strom aus dieser Leitung in die 4 Motoren (von je 60 Pferdekräften) der Automobil-

wagen geleitet. Durch die allmähliche Einschaltung des elektrischen Stromes setzt sich der 640 Centner schwere, elegant und bequem, nach neuestem System eingerichtete Automobilwagen in Bewegung, und fort geht's, so ruhig und sanft wie auf Gummireifen, mit einer Geschwindigkeit von 40 Kilometer in der Stunde, und zwar gleich schnell auf Steigungen bis zu 25 ‰ wie im Gefälle. Kein Rauch und keine Kohlenstückchen belästigen den die fruchtbare Gegend, die ausgedehnten Wälder, die stattlichen Bauernhöfe und Dörfer, die Pracht der ewigen Berge wie das saftige Grün der Voralpen bewundernden Reisenden. Fürwahr, es ist eine lohnende Fahrt, und kaum hat man Jeremias Gotthelfs Land, die Heimat des weltberühmten Emmenthalerkäse, die Gegend, wo die Töpfereiindustrie zu Hause, genug betrachtet, so grüßt uns schon Thuns stolze Burg. Wir befinden uns am Eingang zum Oberland, der „Visitenstube" des Kantons Bern, ein köstlich Fleckchen Erde, wo sich alljährlich Tausende von Touristen aus allen Richtungen der Windrose einfinden, um neue Lebenskraft zu schöpfen an der erhabenen Großartigkeit der göttlichen Gebilde, in der Stille des Waldes, im Anblick der wie Silberlinien dahinfließenden Ströme und der in der Sonne glitzernden Seen. — Wer von Luzern, Zürich oder Basel kommend einmal von der großen Touristenstraße ablenkt zur erquickenden Fahrt durchs Herz des Landes, der benütze die erste schweizerische Vollbahn mit elektrischem Betrieb von Burgdorf über Konolfingen nach Thun, und er wird es nicht bereuen.



Station Oberdiesbach.

(Fortsetzung folgt.)

Appetitlich.

Junger Ehemann: „Aber Kind, du issest ja gar nichts!" Junge Frau: „Ach, Paul, weißt du, ich habe heute selber gekocht, und das hat mir den Appetit vollständig genommen."

Verrannt.

Bureauvorsteher: „Wenn du so dumm bist, daß du dir gar nichts merken kannst, so mache es wie ich — schreibe dir alles auf!"

Verschnappt.

Kellner (der einem Herrn aus Versehen Suppe auf die Hosen gießt): „Gottlob, die macht keine Fettflecken."

Gedenkvers.

Man spricht so gern von schönen Tagen,
Zumal wenn sie entschwunden sind.
Das eine nur ist zu beklagen:
Daß sie enteilen wie der Wind.

Die Buren und der Krieg in Südafrika.

Letzten Herbst ist in Südafrika zwischen dem kleinen Volke der Buren und England, der größten See- und Kolonialmacht, ein Krieg entbrannt, dessen Wechselfälle die ganze gebildete Welt mit der größten Spannung verfolgt hat. Vor nicht ganz zwanzig Jahren hatte schon einmal ein Kampf zwischen den nämlichen Gegnern stattgefunden und der „Hinkende Bot" hat damals (im Kalender für das Jahr 1882) die Gründung der Kapkolonie durch die Holländer, die Eroberung derselben durch England, den Auszug der freiheitsliebenden Buren und die Entstehung ihrer Republiken am Oranje- und am Vaalfluß so ausführlich erzählt, daß er sich heute darauf beschränken kann, seinen Lesern zu berichten, wie sich die Dinge dort seither entwickelt und zugespitzt haben.

Paul Krüger.

Der Krieg vom Jahre 1880/81 hatte für die Buren einen günstigen Ausgang genommen. Nach der blutigen Schlappe am Majubaberg schloß die Regierung in London mit den Buren Frieden. Am 4. August 1881 wurde zu Pretoria ein Vertrag abgeschlossen, wonach Transvaal die Selbstverwaltung unter englischer Oberhoheit erhielt. Vier Tage später erklärte der englische Statthalter in Kapland in feierlicher Handlung zu Pretoria die im Jahre 1877 ausgesprochene Einverleibung des Transvaal in das britische Königreich für null und nichtig und ermahnte alle Unterthanen Transvaals zum Gehorsam gegen die wiederhergestellte Regierung. Der neugewählte Volksrat nahm sodann den Friedensvertrag, wenn auch nicht ohne entschiedene Einsprache gegen einzelne Punkte, an. Als Präsident wurde Paul Krüger (geb. 1825) gewählt, ein Mann, zwar ohne höhere Bildung, aber von unbeugsamer Energie und echter Bauernklugheit.

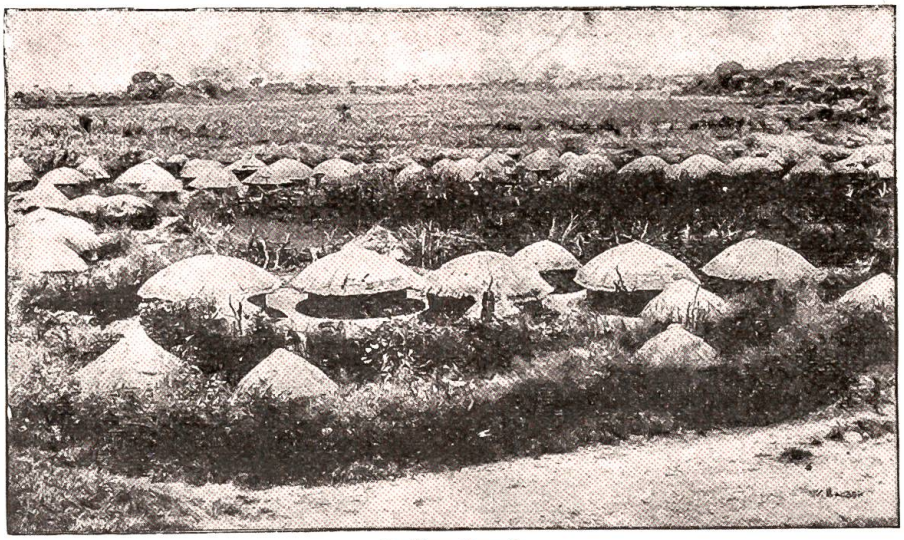
Am 27. Februar 1884 kam ein neuer Vertrag, die Londoner Konvention, zu stande, in welchem England die Unabhängigkeit der Südafrikanischen Republik zugestand und sich nur ein Vetorecht gegen deren Verträge mit andern Mächten, jedoch mit Ausnahme des Oranje-Freistaates, vorbehielt. Gegen diese Zugeständnisse übernahm Transvaal einen Teil der Staatsschuld, willigte in die genaue Festsetzung der Grenzen, verzichtete auf jeden neuen „treck" oder Auszug jenseits dieser Grenzen und räumte im Westen die neuen Ansiedlungen Stellaland und Gosen.

Englands Übergriff vom Jahre 1877 war also erfolgreich zurückgewiesen, aber seine habgierigen Pläne auf das so reiche mineralische Schätze bergende Land gab es dennoch nicht auf, sondern verfolgte sie seither mit einer Beharrlichkeit und Umsicht, die bewundernswert wären, wenn sie nicht im Dienste einer so schlechten Sache stünden.

Zuerst ging es darauf aus, alles Land um die beiden Burenstaaten herum in seinen Besitz zu bringen und dieselben von der Außenwelt abzuschließen. Noch im Jahre 1884 wurden im Westen die von den Buren verlassenen Ansiedlungen Stellaland und Gosen unter britisches Protektorat gestellt. Im Osten annektierte England 1885 das Pondoland, 1887 das freie Zululand mit der wichtigen Santa Lucia-Bai und 1888 Tongaland, wodurch die

Burenrepubliken völlig vom Meere abgeschnitten wurden.

Der gefährlichste Gegner der Buren wurde dabei Cecil Rhodes. Derselbe, 1853 in England als Sohn eines Predigers geboren, war 1870 lungenkrank und mittellos nach dem Kap gekommen, wurde zuerst Landwirt und dann Diamantengräber in Kimberley. Hier vereinigte er im Jahre 1881 alle kleinern Gesellschaften zu einer einzigen, der De Beers Company, die über ein Kapital von 100 Millionen Franken verfügt und ungeheure Gewinne einheimst. So zum reichsten Manne Afrikas geworden, wollte Rhodes auch eine politische Rolle spielen, wurde 1890 Premierminister des Kaplandes und erlangte einen so großen Einfluß, daß er der „ungekrönte König von Südafrika" oder der „Napoleon des Kap" genannt wurde



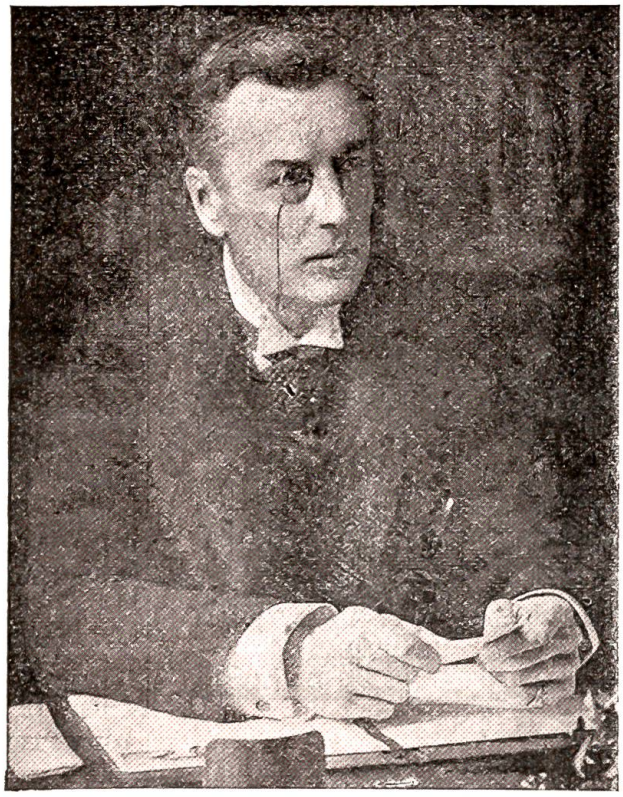
Kaffernkraal.

Dieser Mann war die Seele der rücksichtslosen englischen Ausdehnungspolitik. Zur Förderung seiner Pläne gründete er 1889 die mit einem königlichen Freibrief (Charter) ausgestattete Britisch-südafrikanische Gesellschaft (Chartered Company). Dieselbe setzte sich mit der Erlaubnis des Matabelekönigs Lobengula auf dessen Gebiet, im goldreichen Maschoualande, fest. Der Negerkönig sollte dieses Zugeständnis bald auf das bitterste bereuen; denn schon 1893 wurde er durch einen höchst rechtswidrigen Krieg aus dem Lande gejagt. Als es galt, die Buren zu schwächen und zu unterdrücken, nahmen die Engländer für die Schwarzen Partei; da, wo diese letztern aber den britischen Interessen entgegenzutreten wagten, wurden sie von ebendenselben Engländern rücksichtslos niedergeworfen. Das haben nacheinander die Zulu und Matabele erfahren. Am 4. Dezember 1893 wurde Lobengulas Hauptkraal (Hauptstadt) Buluwayo erobert, er selbst starb auf der Flucht in den Wildnissen am Sambesi. Das ganze Gebiet im Nordwesten und Norden von Transvaal fiel unter britische Oberhoheit.

So wurden die Burenländer nunmehr im Süden, Westen, Norden und teilweise auch im Osten von der englischen Macht umschlossen. Aber nicht nur von außen, sondern auch von innen drohte der Südafrikanischen Republik Gefahr. Die in den Siebenziger Jahren in Transvaal gemachten Goldfunde riefen Scharen von Abenteurern aus allen Nationen, namentlich aber Engländer ins Land. Auf den Goldfeldern wuchsen Städte mit unheimlicher Schnelligkeit aus dem Boden, wie z. B. Johannesburg. Die Goldströme, die sich über das Land ergossen, führten allen Luxus und alle Verderblichkeit des modernen großstädtischen Lebens herein, und das alte ehrenfeste Burentum wurde durch diese neue städtisch-englische Kultur in seinen Grundlagen erschüttert. Nicht nur an Reichtum und Einfluß, sondern auch an Zahl drohte die Einwanderung das Übergewicht zu erlangen. Schon im Jahre 1890 machten die Fremden, Uitlanders oder Ausländer genannt, fast die Hälfte der weißen Bevölkerung in Transvaal aus.

Gegen Entrichtung von Steuern durften die Ausländer nach Belieben Geschäfte betreiben, konnten jedoch erst nach einer Ansässigkeit von 14 Jahren das volle politische Bürgerrecht erhalten. 1893 wurde nun aus Furcht vor der

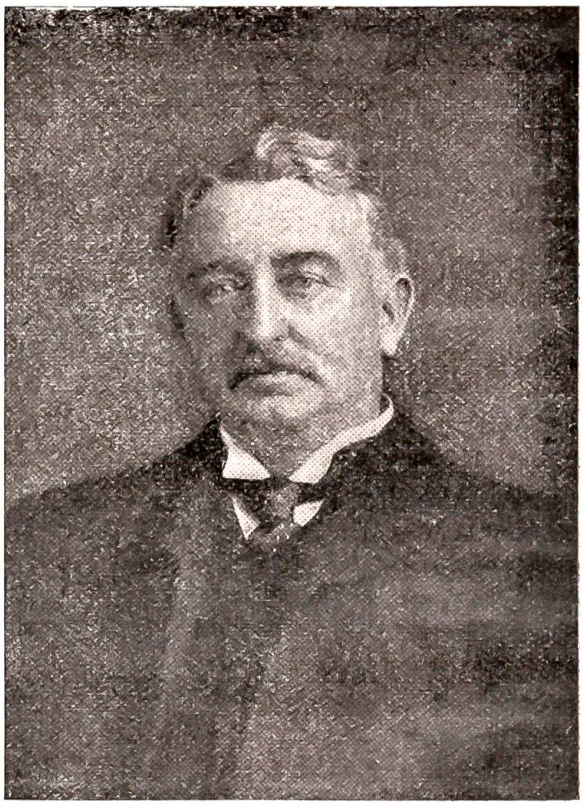
Übermacht der Fremden ein Gesetz erlassen, wonach das volle Bürgerrecht an Fremde überhaupt nicht mehr erteilt werden durfte. Vielleicht wäre es klüger gewesen, einen Unterschied zu machen und die Naturalisierung der gesunden ausländischen Elemente fernerhin zu gestatten oder sogar noch zu fördern; aber vom staatsrechtlichen Standpunkte aus war Transvaal zweifellos zu dieser Maßregel berechtigt. Auch bei uns kann kein Fremder das



Kolonialminister Chamberlain.

Bürgerrecht erzwingen und wäre er noch so lange in der Schweiz angesessen; nur wenn einer die Mehrheit in einer Gemeinde und nachher im Großen Rate des Kantons erhält, kann er Schweizer werden. Wir haben in der Schweiz zahlreiche fremde Staatsbürger, die z. B. in den Städten Genf, Basel und Zürich nach Zehntausenden zählen. Dieselben bezahlen auch Steuern, aber es ist ihnen noch nie in den Sinn gekommen, von uns politische Rechte zu verlangen. Anders aber die Engländer in Transvaal. Sie wollten, ohne ihr englisches Bürgerrecht aufzugeben, politische Rechte erwerben, die Mehrheit in der Republik erlangen, den Buren den Fuß auf den Nacken setzen und ohne Abgaben mit dem Golde des Landes ihre Taschen füllen.

In die Unmöglichkeit versetzt, ihre Pläne auf friedlichem Wege verwirklichen zu können, gedachten sie es durch eine Revolution zu versuchen. Im Jahre 1895 bildeten die Engländer in Johannesburg ein sogenanntes Reform-



Cecil Rhodes.

komitee. An der Spitze standen die Geschäftsfreunde des Cecil Rhodes, welcher auch in Transvaal die Goldfeldergesellschaft gegründet hatte. 40,000 Gewehre wurden heimlich nach Johannesburg geschafft, und auf Rhodes' Befehl und, wie man glaubt, im Einverständnisse mit dem englischen Kolonialminister überschritt, mitten im tiefsten Frieden, am 29. Dezember 1895 der Kommissar der Chartered Company, Dr. Jameson, mit 800 Reitern und 12 Geschützen bei Mafeking die Grenze zu dem Zwecke, der Bewegung in Johannesburg zu

General Cronje.

Hülfe zu kommen und die Regierung im englischen Sinne umzugestalten. Da sammelten sich die in aller Eile aufgebotenen Buren aus den nächsten Bezirken in der Nähe von Krügersdorf, wo Jameson vorbeikommen mußte. Dort wurde derselbe am 1. Januar 1896 nach scharfem Gefechte von seinem Weg nach Süden in der Richtung von Dornkoop abgedrängt. Hier stand die Hauptmacht der Buren unter dem alten Führer Cronje, und Jameson, der sich in einen engen Thalkessel hatte locken lassen, mußte sich, von allen Seiten unter Feuer genommen, am folgenden Tage mit dem Rest seiner Mannschaft, 9 höheren Offizieren und 550 Mann, ergeben.

Die Engländer in Johannesburg wagten nicht, loszuschlagen, wurden entwaffnet und ihr „Reformkomitee" zur Verantwortung gezogen. Krüger zeigte sich in dieser schweren Zeit in einem äußerst günstigen Lichte. Er lieferte die Gefangenen zur Bestrafung an England aus und begnadigte die zum Tode verurteilten Leiter des Reformkomitees.

In der Kapkolonie hatten diese Dinge die Wirkung, daß Rhodes als Minister zurücktreten mußte; die Holländer siegten sodann bei den Wahlen von 1898 und setzten ein aus Leuten ihrer Partei zusammengesetztes Ministerium ein.

Da die ganze Welt den Friedensbruch verurteilte, wurden zwar Jameson und Genossen amtlich verurteilt, jedoch nur mit lächerlich niedrigen Strafen belegt.

Ein paar Jahre der Ruhe vor dem Sturme verstrichen. Präsident Krüger benutzte sie zu solcher Fürsorge für wirtschaftliche Reformen, daß die nicht englischen Ausländer ihre volle Zufriedenheit ausdrückten. Außerdem versahen sich die Buren mit modernen Gewehren und Kanonen nebst Munition; denn nach den soeben geschilderten Ereignissen konnte niemand mehr über die Absichten Englands im Zweifel sein.

Endlich holte England im letzten Jahre zu einem neuen entscheidenden Schlage aus. Es hatte sich inzwischen, wie man sagt, der Neutralität des deutschen Kaisers, der seiner Zeit den Präsidenten Krüger zu der Abwehr des Einfalls des Dr. Jameson telegraphisch beglückwünscht hatte, versichert und wußte, daß Frankreich wegen der herannahenden Weltausstellung zur Unthätigkeit verdammt war. Unter dem heuchlerischen Vorwande, Gleichheit für jeden weißen Mann vom Kap bis zum Sambesi schaffen zu wollen, beschloß die englische Regierung im Juni 1899, die Gewährung des Stimmrechts für alle Ausländer nach fünfjährigem Aufenthalte zu verlangen. Und als Krüger in diesem Punkte nachgeben wollte, obwohl die Buren dabei Gefahr liefen, durch die rasch anwachsende Zahl in Minderheit gedrängt

Buren im Kampf.

General Joubert.

zu werden, da warf der englische Kolonialminister, Joseph Chamberlain, ein gewaltthätiger und skrupelloser Mann, die Frage der Oberherrschaft Englands aufs neue auf, indem er entgegen allen Rechtsgrundsätzen behauptete, daß der Vertrag von 1884 denjenigen von 1881 nicht aufhebe. Hier aber konnten die Buren nicht nachgeben und mit Recht durfte Krüger in seiner drastischen Redeweise sagen: „Als Chamberlain meine Weste verlangte, habe ich sie ihm geschenkt; als er hierauf meine Hosen zu besitzen wünschte, habe ich sie ihm ebenfalls überlassen; nun will er noch meine Haut, die kann ich ihm aber mit dem besten Willen nicht geben!"

Durch gewaltige Rüstungen verriet England seine feste Absicht, Transvaal mit Gewalt zu unterwerfen. Da konnten die tapferen Buren nicht warten, bis sie den Kopf in der Schlinge hatten, sondern sie verlangten am 9. Oktober, daß die Zurückziehung der englischen Verstärkungen aus Südafrika binnen 48 Stunden zugesichert werde, weil deren Anwesenheit nicht anders als eine Kriegsdrohung gedeutet werden könne. Als man in London die Erfüllung dieser berechtigten Forderung für nicht einmal einer Erörterung würdig erklärte, haben sie in den Abendstunden des 11. Oktober im Vertrauen auf Gott und ihre gerechte Sache die Grenze überschritten. Den Transvaalern schlossen sich die Buren aus dem Oranje-Freistaate an, mit welchen Krüger schon 1890 vorsorglicherweise ein Bündnis abgeschlossen hatte und welche, angefeuert durch ihren wackern Präsidenten Martinus Steijn, in der Stunde der Gefahr nun treu zu ihren Brüdern und Bundesgenossen hielten.

Ein stehendes Heer nach europäischen Begriffen hatten diese freiheitsliebenden Völker nicht. Am ehesten noch kann ihre Heeresorganisation mit unserem schweizerischen Milizsystem verglichen werden. Noch immer lebt die Mehrzahl der Burghers (Bürger) auf großen, über das ganze Land verstreuten Farmen oder Höfen, deren Ausdehnung ihnen mit ihren Herden eine Art von nomadisierendem Leben gestattet. Jeder ihrer Söhne wird von klein auf zu einem treffsicheren Schützen und vorzüglichen Reiter erzogen. Im Kriegsfall ist jeder Bürger vom 16. bis 60. Jahre verpflichtet, sich dem Dienst

Steijn, Präsident des Oranje-Freistaates.

Oberst Baden-Powell.

fürs Vaterland zu stellen. Sobald ihn der Aufruf seines Feldkornets (der etwa die Funktionen eines unserer Kreiskommandanten versieht) erreicht, so bestellt der Burgher sein Haus, bepackt sein bestes Pferd mit Mundvorrat für sich und Futter für dieses, wirft das breite Patronenbandelier um die Schulter und sprengt dem Besammlungsorte zu. Oft kommt es vor, daß Vertreter von drei Generationen, der Großvater mit Söhnen und Enkeln, vereint dem Aufgebote folgen. Eine Uniform tragen diese Schützen nicht. Die beiden Republiken konnten bei Ausbruch des Krieges alles in allem 25- bis 30,000 Mann ins Feld stellen. Das Ganze kann als eine vortreffliche berittene Infanterie mit Geschütz bezeichnet werden.

Der Krieg wurde gleich von Anfang an auf drei verschiedenen Fronten geführt: im Osten, wo die Hauptmacht der Buren unter dem alten Führer Joubert einrückte, im Süden an der Grenze der Kapkolonie und im Westen, wo die Städte Kimberley und Mafeking von General Cronje eingeschlossen wurden.

Die wichtigsten Ereignisse spielten sich zunächst auf dem östlichen Kriegsschauplatze ab. Nach den Gefechten, welche die Engländer dem Vortrab der Buren bei Dundee-Glencoe und bei Elandslaagte am 20. und 21. Oktober lieferten und in denen der Burengeneral Kock und der englische General Symons fielen, mußten die vorgeschobenen Truppen der Engländer, um nicht abgeschnitten zu werden, sich eilends auf Ladysmith zurückziehen, wo beträchtliche Kriegsvorräte aufgestapelt waren und sich ein befestigtes Lager befand. Die Buren rückten den abziehenden Engländern stetig nach und am 30. Oktober trat ihnen der damalige englische Oberbefehlshaber in Natal, General White, bei der genannten Stadt mit aller Kraft entgegen. Die Schlacht fiel aber zu seinen Ungunsten aus. Eine Abteilung von 1300 Mann nebst den die Munition tragenden Mauleseln wurde gefangen genommen und die siegreichen Buren begannen die Belagerung von Ladysmith, wohin in der letzten Stunde Schiffskanonen mit Matrosen geschafft worden waren.

Die Befreiung der hier eingeschlossenen Armee von cirka 12,000 Mann war nun das erste Ziel, das der zum Oberbefehlshaber aller britischen Truppen in Südafrika ernannte General Buller sich vorsetzte.

Mit dem größten Teile der ungefähr 50,000 Mann betragenden Verstärkungen, welche die Engländer in den Monaten Oktober und November in Natal und der Kapkolonie ausschifften, zog Buller, der die Weihnachten in Pretoria zu feiern versprach, zum Entsatz von Ladysmith vor. Die von den Buren über den 17 km südlich von dieser Stadt entfernten

General Sir Redvers Buller.

General Roberts.

Tugelafluß vorgeschobenen Truppen zogen sich bis zu diesem letztern zurück. Hier aber hielten sie stand und brachten am 19. Dezember der englischen Armee bei der Eisenbahnbrücke von Colenso eine empfindliche Niederlage bei. Buller verlor 10 Kanonen und 1900 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Der Sohn des Feldmarschalls Roberts mußte beim Versuche, die Kanonen zu retten, sein Leben lassen.

Auch im Westen waren die Engländer nicht glücklicher gewesen. Mit der Befreiung von Kimberley, wo sich Cecil Rhodes befand, war eine von dem Draufgänger Lord Methuen geführte, mehrere der glänzendsten Garderegimenter umfassende und durch Marinetruppen verstärkte Division von cirka 14,000 Mann bestimmt worden. Ungestüm drang Methuen vor, drängte am 23. und 25. November bei Belmont und Graspan kleinere Abteilungen der Buren zurück und erlitt schon da empfindliche Verluste. Am 27. November gelangte er an den Modderfluß, etwa 35 km vor Kimberley. Hier lieferte er den Buren am folgenden Tage eine unentschiedene Schlacht, die ihn sehr große Opfer an Menschen kostete, während die Buren in gedeckter Stellung kämpfend fast keine Verluste hatten. Cronje und Delarey, der Führer der Truppen des Oranjestaates, bezogen alsdann die feste Stellung von Magersfontein. Der Angriff Methuens vom 11. Dezember wurde blutig zurückgeschlagen. Zwei englische Generäle, Wauchope, der Anführer der tapferen Hochländer, und der Marquis of Winchester ließen auf der Walstatt ihr Leben und die Hochländerbrigade allein verlor 48 Offiziere und 650 Mann an Toten und Verwundeten.

Auch auf dem südlichen Kriegsschauplatze wurden die Engländer geschlagen. In der nämlichen Woche, in welcher Bullers und Methuens Angriffe zurückgewiesen wurden, erlitt auch General Gatacre nach einem unsinnigen nächtlichen Marsche eine empfindliche Niederlage. Der Eindruck dieser Ereignisse war in

General Kitchener.

Ballon bei Ladysmith.

der ganzen Welt ein ungeheurer und schon wagten die Freunde der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Buren zu hoffen, daß der Feldzug sich zu ihren Gunsten wenden dürfte.

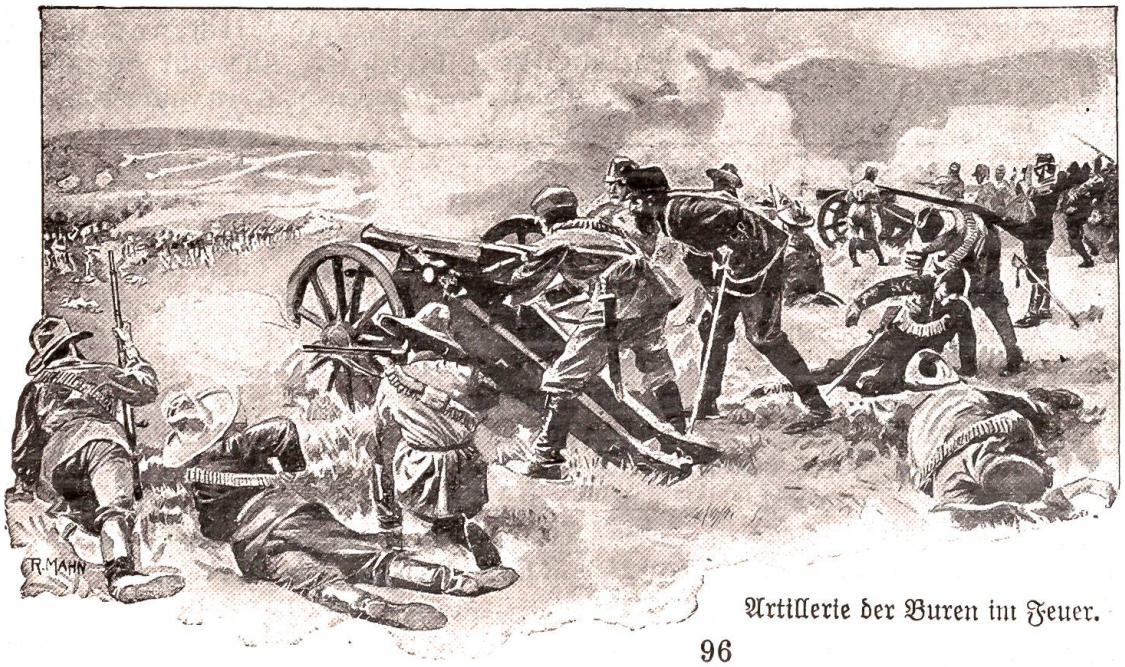
Obschon seine Sympathien nicht auf der Seite Englands stehen, so muß der Hinkende Bote doch anerkennen, daß dessen Volk in dieser Stunde schwerer Prüfung eine bewunderungswürdige Fassung zeigte, an der sich alle anderen Nationen ein Beispiel nehmen könnten. Trotzdem die Regierung den Krieg vom Zaune gerissen und in der Vorbereitung desselben die größten Fehler begangen hatte, wurden ihr nicht nur keine Schwierigkeiten bereitet, sondern alle Mittel gewährt, die Scharte auszuwetzen. Man sah in London ein, daß man den Gegner unterschätzt hatte. Zum Oberbefehlshaber in Südafrika wurde, indem Buller trotz seiner Niederlage das Kommando in Natal belassen wurde, der beste englische Truppenführer, Feldmarschall Lord Roberts, der Sieger von Kandahar, bezeichnet und ihm der Bezwinger des Mahdi, Lord Kitchener, als Generalstabschef beigesellt. Alle nur irgendwie verfügbaren Truppen wurden aufgeboten und England fast ganz von regulären Truppen entblößt. Die Hülfe der Kolonien, die man zuerst verschmäht hatte, wurde nun bereitwilligst angenommen. So wurden nach und nach bei 220,000 Mann aus allen fünf Weltteilen gegen die Burenvölklein ins Feld gestellt.

Da trat nun eine Wendung ein. Zwar wurden noch zwei Versuche Bullers, Ladysmith zu entsetzen, in den blutigen Gefechten bei Spionkop und Pontdrift zurückgeschlagen; aber Anfang Februar begann Roberts mit einem in aller Stille gesammelten Heere von 70,000 Mann, dem Cronje bloß 8000 Buren gegenüberstellen konnte, den Vormarsch auf Kimberley. Am 14. Februar entsetzte der

Oberst de Villebois Mareuil.

Louis Botha.

schneidige Reiterführer French nach einer weiten Umgehung die von Oberst Kekewitch so tapfer verteidigte Stadt und am 27. des gleichen Monats, am Jahrestage der Schlacht am Majubaberge, mußte der von seiner Rückzugslinie abgeschnittene Cronje sich mit ungefähr 4000 Mann und einigen Geschützen nach einer verzweifelten Gegenwehr bei Kudusrand ergeben. Am 13. März zog Roberts in Bloemfontein, der Hauptstadt des Oranjestaates, ein. Infolgedessen mußten die Buren die Belagerung von Ladysmith, wo White mit seiner Armee dem Hungertode nahe war, aufgeben. Piet Joubert, der Oberbefehlshaber der Buren, starb am 27. März und bald nachher wurde der tapfere den Buren zu Hülfe geeilte französische Oberst de Villebois Mareuil im Kampf gegen eine ungeheure Übermacht getötet. So traf ein schwerer Schicksalsschlag nach dem andern das arme Burenvolk. Vergeblich rettete sich der tapfere und kluge Olivier in einem meisterhaften Rückzuge aus der Kapkolonie längs der Grenze des Bassutolandes nach dem Norden und brachten er und de Wet den Engländern bei den Wasserreservoirs von Bloemfontein und bei Reddersburg empfindliche Schlappen bei, von denen die letztere sogar die Abberufung des unfähigen Generals Gatacre zur Folge hatte. Die Stadt Wepener



Artillerie der Buren im Feuer.

S. Freudenberger.

La propreté villageoise. — Ländliche Reinlichkeit.

Belagerung von Ladysmith.

konnte von den Buren nicht genommen werden und ihr neuer Obergeneral, der junge und gewandte Louis Botha, wurde zuerst aus dem Oranje-Freistaate, dann aus Johannesburg (26. Mai) und aus Pretoria, der Hauptstadt des Transvaals (5. Juni), gedrängt. Der wohl zehnfachen Übermacht und der überlegenen Strategie Roberts waren die Buren nicht gewachsen. Sie mußten zurückweichen, wollten sie nicht das Schicksal Cronjes teilen. Nach einem vom Enkel des Präsidenten Krüger unternommenen mißlungenen Sturme wurde auch die Stadt Mafeking mit dem heldenmütigen Obersten Baden-Powell von den Engländern befreit. Der Oranje-Freistaat wurde Ende Mai ohne weiteres als englische Kolonie annektiert und die südafrikanische Republik erwartet offenbar das nämliche Schicksal, obschon die Buren, aufgelöst in kleinen Trupps, noch mit Geschick und bewunderungswürdiger Ausdauer den Kampf fortsetzen. Sie mögen in dem Guerillakrieg noch manchen teilweisen Erfolg erringen; aber es ist leider anzunehmen, daß beim Erscheinen dieser Zeilen auch die Buren des Transvaals ihre Unabhängigkeit verloren haben werden.

Welches nun auch das Ende von diesem Streite sein wird, die Buren haben der ganzen Welt ein unvergängliches Beispiel von Freiheitsliebe und Opferwilligkeit gegeben, und der Kalenderschreiber wünscht nur eines, nämlich daß, wenn einmal die Stunde der Gefahr für die kleine Schweiz gekommen sein wird, unser Volk mit ebensolcher Entschiedenheit unwürdige Zumutungen von sich weise und mit ebensolcher Tapferkeit und Aufopferung einen ungleichen Kampf aufnehme wie die wackeren Buren in Südafrika.

Die Pariser Weltausstellung von 1900

ist das fünfte Glied in einer Kette sich steigernder Ausstellungen. Die erste französische Weltausstellung wurde eröffnet am 15. Mai 1855.

Die Ausstellung von 1867 übertraf diejenige von 1855 um das Doppelte; die zwei folgenden Ausstellungen in Paris in den Jahren 1878 und 1889 hatten schon das Aussehen eines Weltmarktes, und die Weltausstellung von 1900 hat nach ihrer Größe und Ausdehnung das Höchste erreicht, was wohl jemals zu erzielen ist. Das Ausstellungsgebiet erstreckt sich nicht mehr nur auf das große Champ de Mars, sondern es dehnt sich weithin aus über die Bois de Boulogne und von Vincennes.

An der Ausstellung von 1900 feiern die Architekten einen offenkundigen Triumph. Jeder Besucher sollte mindestens einen Tag dazu verwenden, die herrlichen Ausstellungsbauten von außen zu betrachten. Mit Ausnahme der unförmigen Industriehütte auf dem Marsfelde sind alle sehr interessant und viele von berückender Schönheit. Im Jahre 1889 erregte der Eiffelturm, der heute noch dasteht, die höchste Bewunderung; diesmal ist es die Brücke Alexanders III., die mit ihrem einzigen Steinbogen ein beinahe ebenso kühnes Wagnis sein mag.

Die Kolonialausstellung ist das Reichhaltigste und Bedeutendste, was in dieser Art bis dahin zu sehen war. Man kann hier tagelang herumgehen und wird doch mit dem vielen Sehenswerten nie zu Ende kommen.

England hat sich nicht stark an der Ausstellung beteiligt. Ob der Krieg daran schuld oder die starke industrielle Konkurrenz Deutschlands, wobei letzteres häufig den Sieg davongetragen, wissen wir nicht zu beurteilen.

Italien brachte geschnitzte und eingelegte Möbel, sowie Gläser und Spiegel aus Venedig, Gold- und Silber-Filigran- und Mosaikschmucksachen aus Rom und Florenz, Gemmen und Korallen aus Neapel, vor allem aber anmutige Marmorarbeiten, welche die regste Beachtung und Kauflust finden; viele dieser Figuren sind schon zwanzigmal nachbestellt.

Das Innere des deutschen Hauses am Quai d'Orsay erregt bei den Parisern Bewunderung. Sie geben unumwunden zu, daß es alle übrigen 29 Nationalbauten an wertvollem Inhalt und geschmackvoller Einrichtung übertreffe. Am meisten Sorgfalt wurde verwendet auf die vier Säle Friedrichs des Großen, wo 31 Werke von französischen Rokokomalern, die aus dem Privatbesitz des Kaisers nach Paris gesandt wurden, untergebracht sind.

Dänemark hat wertvolle Porzellanarbeiten ausgestellt, die aus der königlichen Porzellan-Manufaktur in Kopenhagen stammen.

Rußland weist eine Fülle schöner Möbel, Porzellan- und Glaswaren auf, dann auch Silber- und Emaille-Arbeiten, Bronzen in Einzelfiguren und Gruppen aus dem Volks- und Soldatenleben.

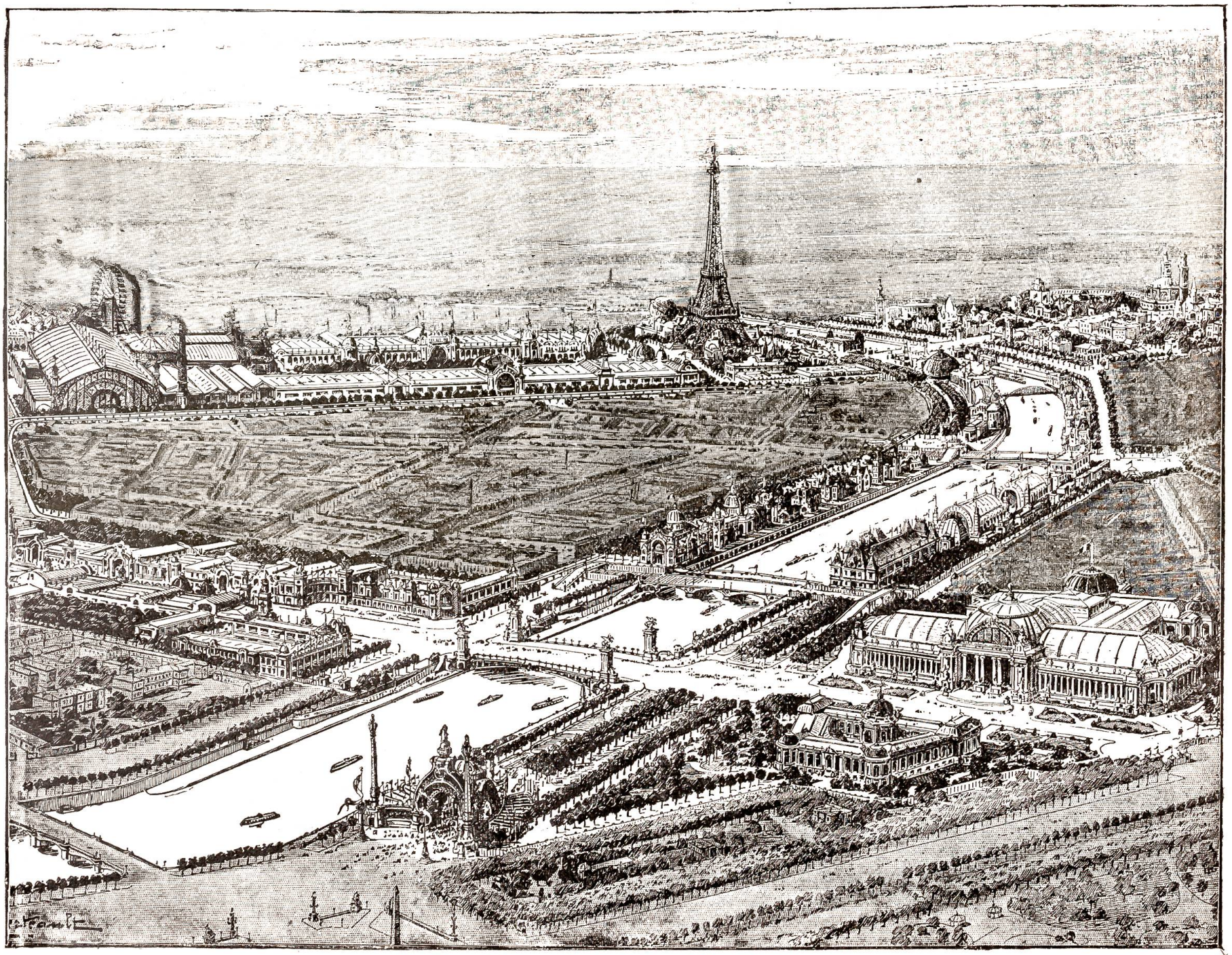
Der Pavillon des kleinen Fürstentums Monaco steht an Größe nicht hinter denjenigen der Staaten ersten Ranges zurück. Er stellt einen Teil des fürstlichen Schlosses dar. In demselben sind die wissenschaftlichen Sammlungen zu sehen, die der Fürst auf seinen Reisen gemacht hat.

Schweden und Norwegen haben hübsche und lehrreiche Sonderausstellungen mit den mannigfachen Erzeugnissen ihrer Hausindustrien, und Spanien, das sich nur wenig beteiligt hat, verherrlicht doch wenigstens seine Heiligen und Stierkämpfer, während Holland mit reichen Sammlungen von Delfter Porzellanen vertreten ist.

Der Palast der Vereinigten Staaten Nordamerikas enthält keine eigentliche Ausstellung; er soll nur ein Sammelplatz für alle Amerikaner sein, die sich während der Weltausstellung in Paris aufhalten.

Des „eigenen Wertes voll bewußt" tritt uns das englische Indien entgegen. Ein großes, in hindustanischem Stil aufgeführtes, weißes Gebäude, von schlanken Türmen überragt, gleißt von goldenen und silbernen Geräten, Schmucksachen und schimmernden Juwelen; hier haben in sorgsam aus indischen Hölzern gefertigten Schränken die Rajahs (Fürsten) ihre Kostbarkeiten ausgestellt.

Auch Ägypten hat einen Tempel erstellt, ein schwerfälliges Gebäude, das in seiner Vorderseite mit hohem Eingangsportal, Sphinxen und



Die Weltausstellung Paris 1900 aus der Vogelschau.

Obelisken dem Tempel von Dandur in Nubien nachgebildet ist.

Sehr originell und fesselnd tritt uns Niederländisch-Indien (Java) entgegen mit einer Nachahmung des Tempels von Djandi-Sara, ein zweistöckiger Bau, vor welchem eine ganze Reihe von Buddha-Figuren aufgestellt sind.

Die Schweiz besitzt in der Pariser Weltausstellung kein Nationalhaus, obschon genug ausgestellte Gegenstände vorhanden wären, um ein ganzes Haus zu füllen. Man erstaunt über die Leistungen der kleinen Schweiz im Vergleich mit den Großstaaten.

Nach dem offiziellen Katalog zählt die Schweiz nicht weniger als 763 Aussteller in Paris, von welchen viele in mehreren Gruppen vertreten sind. Einzig in seiner Art steht das Schweizerdorf da, welches mit Recht als Juwel der Ausstellung bezeichnet wird.

In den schweizerischen Abteilungen waren 9 Gruppen vertreten: 1. Landwirtschaft und Nahrungsmittel, 2. die Maschinen, 3. Elektricität, 4. Verkehrswesen, Transportmittel, Minen, 5. Graphische Kunst, Erziehung, 6. Bekleidungswesen, Weberei, Stickerei 2c., 7. Uhrenmacherei, 8. Volkswirtschaft und 9. Schöne Künste.

Ein gefälliger Holzbau im Chaletstil mit grüner Rankenzier und den Kantonswappen in geschmackvoller Anordnung bildet den originellen Rahmen der schweizerischen Ausstellung.

Den Hintergrund der Abteilung nehmen die landwirtschaftlichen Maschinen ein. Die vielen Säe- und Mähmaschinen, Eggen, Heuwender u. s. w. machen einen vorzüglichen Eindruck.

In der Maschinenhalle auf dem Marsfelde, in welcher die Schweiz ebenfalls einen ehrenvollen Rang behauptet, fallen die Ausstellungen von Örlikon, Zürich und Winterthur sofort in die Augen. Sie sind die hauptsächlichsten Elektricitätslieferanten für die Weltausstellung. Hier gehen Dampf und Elektricität Hand in Hand.

In der Abteilung Erziehung und Unterricht, die mit den graphischen Künsten zusammen untergebracht ist, ist insbesondere erwähnenswert das kunstvoll ausgestattete Speisezimmer der Genfer Industrieschule. — Den Wandschmuck bilden in dieser Abteilung verschiedene Karten und Reliefs berühmter Schweizerlandschaften. Hauptsächlich interessant sind die Mineralproben aus Graubünden, der blendend weiße Marmor, der prachtvoll gezeichnete Serpentin und das goldhaltige Quarzstück von der „Goldenen Sonne" am Calanda.

Das schweizerische Kunstgewerbe scheint uns nicht seiner Bedeutung gemäß vertreten. Die kantonale Ausstellung von Thun vom Jahr 1899 war in diesem Punkt reicher bestellt als die Weltausstellung. Die großen Kosten und die vielen Plackereien, die gemacht werden, halten viele Kunsthandwerker von der Beschickung der Ausstellung ab. Auch sind die gebotenen Vorteile meist nicht den nötigen Aufwand an Zeit und Geld wert.

Namentlich die Holzschnitzerei dürfte reichhaltiger vertreten sein. Was vorhanden ist, kann allerdings als vortreffliche Arbeit taxiert werden; u. a. ist ein vollständiges Salonmöbel, welches für den neuen Bundespalast in Bern bestimmt ist, zu bewundern.

Das Rollmaterial der Eisenbahnen, die Motoren, die Beleuchtungsapparate für Acetylen und Aerogen sind in der Filiale der Ausstellung in Vincennes untergebracht.

Die Gold- und Silberschmiedekunst und die Bijouterie sind ausschließlich durch Genf und Bern vertreten.

In der Uhrenmacherkunst feiert unser Vaterland einen wahren Triumph. Kein anderes Land kann sich in dieser Branche auch nur annähernd mit der Schweiz messen. Von den teuern, prachtvoll ausgestatteten Chronometern bis zur ganz einfachen Taschenuhr sind alle Arten durch Hunderte von Exemplaren vertreten.

Möge die Ausstellung für Handel, Industrie und Gewerbe von Erfolg sein für unser Vaterland und ihm immer mehr Absatzgebiete eröffnen! Das ist unser innigste Wunsch, den alle diejenigen Schweizer, welchen das Wohl unseres Landes am Herzen liegt, mit uns teilen werden.

Es giebt Lehrer, die zu der Unterrichtsmethode — der Eltern grenzenloses Vertrauen haben, daß sie diesen am liebsten den ganzen Unterricht überlassen.

Zur Warnung für Eltern und Vormünder.

Anläßlich des in London stattfindenden Kongresses für „Bekämpfung des weißen Sklavenhandels" stattete der schweiz. Abgeordnete, Herr de Meuron, einen Bericht ab über dieses entsetzliche Handwerk, der jedem Vater und jeder Mutter, deren Kinder im Ausland diesen Gefahren preisgegeben sind, das Blut in den Adern erstarren macht.

Herr de Meuron hatte vom Chef der Genfer Polizei die Details des Zuflusses und des Abganges junger Mädchen aus 12—15 öffentlichen Häusern Genfs erfahren: Danach bleiben die jungen Mädchen gewöhnlich nur etwa 140 Tage in demselben Hause; 90 Prozent des Personals erneuert sich zweieinhalbmal im Jahr. Die Stadt Genf allein bietet Gelegenheit für etwa 200 Verkaufsabschlüsse im Jahr. Genf, so heißt es weiter, steht in engster Kaufverbindung mit Frankreich. Dort befinden sich ungefähr 8000 Frauen in den öffentlichen Häusern, und dadurch ist Gelegenheit geboten, jährlich 18,000 Abschlüsse in Menschenware zu machen. Im Laufe der letzten fünf Jahre haben 14 verschiedene Nationen Mädchen nach Genf geliefert; 53 Prozent waren Französinnen, 16 Schweizerinnen.

Welche Künste und Kniffe angewandt werden, dieser armen Opfer habhaft zu werden, grenzt ans Unglaubliche. Henne-am Rhyn schreibt darüber folgendes:

„Es ergeht ein Notruf, ein gellender Schmerzensschrei durch die Länder und Völker der Erde, er erhebt sich klagend und entlastend gegen tiefe und herbe Wunden der Gesellschaft und des sittlichen Lebens, er protestiert gegen die Ausbeutung des schutzlosen, schwachen Geschlechtes, vorzüglich auf seiten der Armen und Elenden durch die zügellosen und selbstsüchtigen Gelüste des sogenannten starken Geschlechtes, vorzüglich auf seiten der Bevorzugten, der Reichen und Vornehmen dieser Erde. Diese Ausbeutung hat in den großen und selbst mittelgroßen Städten den Charakter himmelschreiender Verbrechen gegen den Anstand und die Sitte nicht nur, sondern auch gegen die Sicherheit der Unschuld angenommen. Das alte, festgerammte Vorurteil, der traurig verblendete Irrtum, als würden die leichten Truppen der Prostitution durch Freiwillige, durch Liebhaberinnen dieses „Berufes" rekrutiert, ist tief erschüttert und im Hinschwinden begriffen. Amtliche Untersuchungen, nüchterne Protokolle, Aktenstücke ohne Schwärmerei und Idealismus haben bewiesen, daß jene traurigen und bemitleidenswerten Heere vorwiegend, ja vielleicht fast ganz durch List und Gewalt gebildet werden! Ja, es ist entsetzlich, aber wahr, jene Verachteten, jene Verstoßenen, jene Verlorenen sind ebenso unschuldig, ebenso sittsam gewesen, wie eure wohlgehüteten Töchter, ihr ehrbaren Bürger! Aber weil sie arm waren, glaubte das im Finstern schleichende, durch Gelddurst genährte Verbrechen sich berechtigt, sie unter falschen Vorgaben in jene Häuser zu bringen."

Wenn wir diesen wunden Punkt in unserm Kalender berühren, so geschieht es, um womöglich die Zahl dieser unschuldigen Opfer vermindern zu helfen, indem wir den Eltern die Augen öffnen über die großen Gefahren, welche ihre Kinder im Ausland erwarten; wie manches junge Mädchen strebt hinaus in die Ferne aus dem sichern Hafen des Elternhauses, nicht durch die Not, sondern von Abenteuerlust, von Sucht nach Abwechslung und Vergnügen getrieben, ohne auf die warnende Stimme der Eltern zu hören. Solchen verblendeten Mädchen möchten wir zurufen: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich, lasse dich nicht verlocken von glänzenden Versprechungen, die in Schande und Elend führen." Denjenigen aber, die von der harten Notwendigkeit gezwungen sind, ihr Brot in der Ferne zu suchen, geben wir den wohlgemeinten Rat: „Geht nicht auf eigene Faust, laßt euch nicht durch Agenten und Inserate fangen, sondern wendet euch an das eidgen. Auswanderungsbureau in Bern, oder an den Verein der Freundinnen junger Mädchen, welcher über die ganze civilisierte Welt verbreitet ist und welcher auf alle nur denkbare Weise bemüht ist, unentgeltlich den jungen Mädchen beizustehen und sie vor Schaden zu bewahren."

Not und Unglück
Entdecket falscher Freunde Tück'.

Einst und Heute.

Einst fragt' der Freier: „Hat sie Geld?"
„Jawohl, — zehntausend Gulden."
„Nur gleich das Aufgebot bestellt,
Grad' so viel hab ich — Schulden."

Einst holte man sich die Dressur
In welschen Pensionaten nur;
Ohne Genf und Lausanne
— Bekamst keinen Mann!

Heut' fragt der Bräutigam die Braut,
Wie's mit dem Kochen denn ausschaut,
Und sagt sie: „Gut, — was ißt du gern?"
Dann ist die Hochzeit nimmer fern.

Einst, — stand nur Salz und Pfeffer drauf,
War schon der Tisch bestellt, —
Heut' aber schmeckt es keinem mehr,
Wenn's Maggifläschchen fehlt.